

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
1988 – 2008: 20 Jahre Schulstiftung (D. Scherer)	3
In memoriam Erzbischof em Dr. Saier (D. Scherer)	6
Die Determination der Freiheit (B. Casper)	7
Unterschiedenheit ohne Unterschied – Meister Eckharts spekulative Mystik als neuplatonische Aneignung aristotelischer Substanzmetaphysik (K. Scherzinger)	18
Spirituelle Impuls: Argwohn Josephs (R.M. Rilke)	39
„Richtig“ Geld verdienen. Was „Corporate Social Responsibility“ bedeutet (Th. Schwartz)	40
„Sophie hat ihre Schuldigkeit getan!“ – 250 Jahre Geschlechterrollen in der Schulbildung (R. Kubon)	53
„Ich war auf dem Weg, auf der Suche nach einem eigenen Leben“ – Eine Unterrichtseinheit in der Kursstufe Deutsch zu der Erzählung „Abschied von den Eltern“ von Peter Weiss (K. Salzmann)	66
Erziehung in der Postmoderne – anlässlich der Blockstunden-Diskussion (St. Boehle)	87
Flugblattschlachten an der Zonengrenze – Propaganda als politisches Mittel im innerdeutschen Konflikt (D. Schindelbeck)	94
Die Schmidt-Schule Jerusalem – Eine katholische Schule in einem religiös-kulturellen Spannungsfeld (N. Kircher)	117
Aus den Stiftungsgremien und den Schulen	
Aus der Stiftungsverwaltung (D. Scherer)	123
Bericht aus den Schulen (D. Scherer)	125
„Erst prägt der Mensch den Raum, dann prägt der Raum den Mensch.“ Die Neubauten der Sankt Ursula-Schulen Hildastraße in Freiburg (J. Humpert)	127
Schützende Haut und ein Hauch von Campus. Auszeichnung guter Bauten 2008. Die neue Mehrzweckhalle der St. Ursula-Schulen (H.-D. Fronz)	133
Neue Pelletsanlage beheizt das „Lize“ (R. Schwörer)	135
Musikprofil an der St. Landolin-Realschule (U. Hugel)	139
Das Bläserklassenkonzept an der Heimschule St. Landolin-Realschule (Ch. Breithack)	141
Benedikt XVI: Gedenkmesse anlässlich des 50. Todestages des Dieners Gottes Papst Pius XII.	143
Neues auf dem Markt der Bücher	
<i>Klaus Kühlwein: Warum der Papst schwieg. Pius XII und der Holocaust, Düsseldorf 2008 (M. Steimer)</i>	147
<i>Margit Stein: Wie können wir Kindern Werte vermitteln? – München 2008 (G. Kleinschmidt)</i>	152
<i>Wolf Singer/Matthieu Ricard: Hirnforschung und Meditation – ein Dialog, Frankfurt 2008 (G. Kleinschmidt)</i>	154
<i>Theo Czernik (Hg.): Wie ein Phönix aus der Asche. Das Leid im Liede. Eine Anthologie älterer und neuerer Lyrik. Hockenheim 2008 (D. Schindelbeck)</i>	156
Autorinnen und Autoren von FORUM Schulstiftung 49	159

Editorial



Seit 20 Jahren gibt es die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg. Dies ist Anlass, auch in diesem Heft einen kleinen Rückblick zu halten. In diesem 20. Jahr der Schulstiftung beendet die langjährige Geschäftsführerin Erzbischöfliche Oferfinanzzrätin Christine Ziegler ihre Tätigkeit. Auch diesen Amtswechsel dokumentieren wir in diesem Heft.

Ein Thema, das seit jeher Grundkonstante menschlicher Reflexion in Philosophie und Religion war und ist, ist das Thema Freiheit, das sich gerade im Kontext von Erkenntnissen der Naturwissenschaften heute neuen Fragestellungen gegenüber sieht. Prof. Dr. Casper, renommierter und profilierter Freiburger Religionsphilosoph, gibt wertvolle Impulse zu diesem Problembereich.

Die Sozialpflichtigkeit von Eigentum – und Kapital! – ist seit jeher Grundprinzip der kirchlichen Soziallehre. In dieser Zeit der Finanzmarktkrise sind Überlegungen zum „richtig Geld verdienen“, wie sie im Artikel von Thomas Schwarz angestellt werden, wichtige Denkipulse.

Die Schulstiftung hat sieben Mädchenschulen. Der Oberbürgermeister von Villingen-Schwenningen, Dr. Robert Kubon, hat sich ausführlich mit den Geschlechterrollen in der Schulbildung befasst. Dieser Beitrag ist selbstredend nicht nur für Mädchenschulen interessant, sondern Folie für pädagogische Grundüberlegungen jedweder Schulbildung.

Klaus Salzmann dokumentiert eine Unterrichtseinheit zu Peter Weiss, und Stephan Boehle reflektiert pädagogische Grundfragen – beides Impulse von Kollegen aus unseren Schulen. Wenn Sie selbst in ähnlicher Weise zu FORUM-Schulstiftung beitragen wollen, sind Sie dazu immer herzlich eingeladen. Dies gilt auch für eine inhaltliche Auseinandersetzung mit veröffentlichten Artikeln.

Sie sehen: Auch dieses Heft bietet wieder eine Vielzahl von unterschiedlichen Beiträgen, die alle auf ihre Weise mit dem zu tun haben, was wir an unseren Schulen jeden Tag durchbuchstabieren: Bildung und Erziehung von jungen Menschen hin zu mündigen und ethisch handelnden Persönlichkeiten.

Ihnen ein herzliches Dankeschön für Ihr Interesse an dieser wichtigen Aufgabe, die besten Wünsche für besinnliche Adventstage, ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes, friedvolles Jahr 2009 für Sie und die, mit denen Sie das Leben teilen.

Ihr Dietfried Schwarz

Dietfried Scherer

1988 – 2008: 20 Jahre Schulstiftung

Es war 1988 keineswegs ausgemacht, dass die Schulstiftung die Erfolgsgeschichte schreiben würde, die wir heute dankbar konstatieren dürfen. Die seinerzeit handelnden Personen haben in kluger Einschätzung der gegebenen Situation und der sich zukünftig abzeichnenden Entwicklungen eine stabile Basis für die Gründung der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg erarbeitet. Im Auftrag von Erzbischof Dr. Oskar Saier und in enger Abstimmung mit dem seinerzeitigen Generalvikar Dr. Robert Schlund hat der spätere Gründungsdirektor der Schulstiftung Dr. Adolf Weisbrod im Zusammenwirken mit den Oberrechtsdirektoren Dr. Josef Jurina und Wilhelm Frank die strukturellen und inhaltlichen Voraussetzungen für die Gründung der Schulstiftung geschaffen. Die Gründung selbst erfolgte schließlich am 15. Dezember 1988.

Angesichts der sich abzeichnenden und immer schwieriger werdenden Situation einzelner Orden, die sowohl personell als auch finanziell immer weniger in der Lage waren, ihre zum Teil seit Jahrhunderten bestehenden Schulen weiterzubetreiben, bot die Schulstiftung ein Auffangnetz, um die Zukunft dieser Schulen nicht nur kurzfristig, sondern mittel- und langfristig zu sichern. Die Art und Weise, wie dabei die neu gegründete und noch kleine Schulstiftung mit den noch nicht in ihrer Trägerschaft befindlichen Schulen vertrauensvoll zusammenarbeitete, war mit ein Grund dafür, dass mögliche Vorbehalte, die eigene Trägerschaft und Eigenständigkeit aufzugeben, bei den Orden sehr rasch dem dezidierten Wunsch wichen, ihre Schulen durch eine Übergabe an die Schulstiftung in ihrer Existenz zu sichern. Dies führte sogar dazu, dass Aufnahmewünsche nicht unmittelbar realisiert werden konnten und zeitlich gestreckt werden mussten. Parallel hierzu entwickelte sich die Schulstiftung auch inhaltlich weiter. Die Entwicklung des COMPASSION-Projekts als einem sozialen Unterrichts- und Lernprojekt für die katholischen Schulen stiftete Gemeinsamkeit im konkreten Arbeiten an der Schule, wie dies auch durch die religiöse Schwerpunktsetzung, die Berücksichtigung ökologischer Fragestellungen im Blick auf die Bewahrung der Schöpfung und in der Weitung des Blicks für unsere Verantwortung in der einen Welt an jedem einzelnen Standort geschah. Unabhängig davon war und ist die Philosophie der Schulstiftung, nicht ein zentralistisches Konzept katholischer Schule vorzugeben, sondern die jeweils geschichtlich gewachsenen Traditionen und Schwerpunkte an den einzelnen Schulstandorten ernst zu nehmen und den Schulen auch die Freiheit zu geben, diese weiterzuentwickeln. Dr. Weisbrod hat in diesem Zusammenhang immer wieder betont, dass die „Patina“ der Schulen erhalten bleiben sollte. Auf diesem Hintergrund wurde die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg zu dem großen Schulträger, der sie heute ist.

Über 13.500 Schülerinnen und Schüler werden an 14 Standorten in 27 unterschiedlichen Schulen und 2 Internaten nicht nur unterrichtet, sondern stehen unter dem Aspekt einer ganzheitlichen Erziehung auf dem Hintergrund des christlichen Menschenbildes im Fokus aller Bemühungen der Lehrkräfte und Internatserzieherinnen und -erzieher. Eine stiftungseigene Lehrerfortbildung ergänzt die staatlichen Fortbildungsangebote und bietet somit Gewähr dafür, dass die spezifischen Fragestellungen einer katholischen Schule unter den verschiedenen Perspektiven, seien sie allgemein pädagogischer, theologischer oder fachlicher Art, im Verbund aller Stiftungsschulen bearbeitet und reflektiert werden können. Das Publikationsorgan FORUM-Schulstiftung bietet darüber hinaus die Möglichkeit, sowohl einen stiftungsinternen Zusammenhalt abzubilden, als auch in den schulpolitischen und öffentlichen Raum hinein die Arbeit der Schulstiftung zu dokumentieren.

Eine schlanke und, wie uns immer wieder bestätigt wird, sehr effektive Verwaltung, die sich um alle Belange im Personalbereich, der Haushalts- und Buchungsabwicklung und vor allem auch um das riesige Gebiet des Bauunterhalts kümmert, setzt die Schulen in die Lage, sich auf ihren eigentlichen Auftrag zu konzentrieren, ein gutes Schulleben am Puls der Zeit und doch der Zeit voraus zu schaffen. So kann die Schule zur Lebensschule werden und gleichzeitig Experimentierfeld für reversible Entscheidungen sein, bei denen die Schülerinnen und Schüler den Ernstfall proben, aber noch nicht realisieren müssen, um so gerüstet dann, wenn sie die Schule verlassen, mündige eigenständige Entscheidung treffen zu können.

Gerade im Blick auf den Auftrag der Kirche stellen die katholischen Schulen ein außerordentlich wichtiges Feld dar. Einerseits haben wir an den Schulen über die Schülerinnen und Schüler und deren Eltern einen zumindest für die jeweilige Schulart repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung, der über die Kirchengemeindestruktur hinausgeht, wenngleich auch klar ist, dass Eltern, die sich für eine katholische Schule entscheiden, nicht der „demografische Durchschnitt“ sind. Andererseits bieten katholische Schulen für die Schülerinnen und Schüler direkte Begegnungsmöglichkeiten mit religiösem Leben und existenziellen Fragestellungen, die für ihre weitere Entwicklung entscheidend sein können. Vor diesem Hintergrund gehören die Schulen nicht nur einer jahrhundertlangen Tradition nach zum genuinen Handlungsfeld der Kirche, sondern auch im Blick auf die aktuelle Aufgabe der Kirche in unserer Gesellschaft. Dass dies so ist, beweist zum einen die Gründung der Schulstiftung selbst, mit der die Diözese sich – wie dies der Intention jeder Stiftung entspricht, langfristig – für den Erhalt der katholischen Schulen in der Diözese enga-

giert hat. Auch Erzbischof Dr. Robert Zollitsch hat bei verschiedenen Gelegenheiten, nicht zuletzt bei Besuchen an den Stiftungsschulen, deutlich gemacht, wie wichtig ihm die Arbeit der katholischen Schulen ist.

20 Jahre Schulstiftung belegen auch, dass eine solche Stiftung im politischen Raum sowie als Partner der staatlichen Verwaltung in Ministerien und Regierungspräsidien mit ihren nachgeordneten Dienststellen Gewicht und Stimme hat, wie dieses einer einzelnen Schule oder wenigen einzelnen Schulen niemals zukäme. Wir sind dankbar für diese gute Zusammenarbeit. Unabhängig davon geht die Schulstiftung davon aus, dass sich die staatliche Refinanzierung der freien Schulen weiter verbessern muss, wie dies ja auch im Koalitionsvertrag der Landesregierung vereinbart ist.

Unser Konzept von Schule ist sehr gefragt. Seit vielen Jahren müssen wir jedes Jahr ein Drittel der Schülerinnen und Schüler ablehnen, die an einer unserer Schulen aufgenommen werden wollen. Wir haben uns bewusst für eine qualitative Sicherung und Weiterentwicklung entschieden und streben keine quantitative Expansion z. B. durch Schulerweiterungen an.

Grundlage des Handelns der Schulstiftung in den vergangenen 20 Jahren war immer das Selbstverständnis, dass katholische Schule kein Dienstleistungsbetrieb ist, bei dem die Eltern ihre Kinder an der Schultüre abgeben und die Lehrkräfte an der Schule oder die Erzieherinnen und Erzieher im Internat ihre Bildungsaufgabe dadurch wahrnehmen, dass sie das fertige Produkt des gebildeten Schülers wieder bei den Eltern abliefern. Vielmehr lebt katholische Schule davon, dass sie als Erziehungsgemeinschaft begriffen wird, bei der Eltern und Schule in ihren Bezüge so eng wie möglich zusammenarbeiten, um ihr gemeinsames Ziel zu erreichen: Schülerinnen und Schüler als mündige Mitglieder der Gesellschaft aus der Schule zu entlassen, für die es dann ein natürliches Bedürfnis ist, sich in der Gesellschaft und für ihre Mitmenschen zu engagieren.

Die Schulstiftung ist auch auf dem Hintergrund der vielfältigen Erfahrungen in den ersten 20 Jahren gut aufgestellt, um die Herausforderungen der Zukunft annehmen und bewältigen zu können. In diesem Sinne werden alle Beschäftigten der Schulstiftung in den Schulen und der Verwaltung auch künftig für die uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen arbeiten.

In memoriam Erzbischof em. Dr. Oskar Saier († 3. Januar 2008)



In wenigen Tagen jährt sich der Todestag von Erzbischof em. Dr. Oskar Saier, der im Alter von 75 Jahren am 3. Januar 2008 in Freiburg verstorben ist. Am ersten Jahrestag gedenkt die Schulstiftung in besonderer Weise dieser großen Bischofspersönlichkeit. Der erste Todestag von Dr. Oskar Saier fällt zusammen mit dem 20-jährigen Bestehen der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, die er im Dezember 1988 gegründet hat. Mit dieser auch weit über unsere Diözese hinaus beachteten Entscheidung hat er den wichtigen Dienst der katholischen Schulen an den Kindern und Jugendlichen langfristig gesichert. Dr. Oskar Saier hat selbst seine Schulzeit an einer katholischen Schule, der Heimschule Lender in Sasbach verbracht, an der er auch das Abitur abgelegt hat. In seinen Jahren an der heute zur Schulstiftung gehörenden Einrichtung hat er die prägende Kraft einer katholischen Schule erfahren. Diese Erfahrungen haben ihn persönlich ein Leben lang begleitet und zu einem entschiedenen Förderer der katholischen Schulen in der Erzdiözese Freiburg gemacht. Auch nach seiner Emeritierung hat er die Arbeit der Schulstiftung mit großem Interesse weiter verfolgt und war ein regelmäßiger Leser des FORUM-Schulstiftung. Auch in seinen letzten Monaten hat er sich immer wieder nach der Arbeit der Schulstiftung erkundigt.

Die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg und all ihre Schulen wissen, was sie Erzbischof Dr. Oskar Saier zu verdanken haben. Dies gilt in gleicher Weise für die Orden, die diese Schulen früher getragen haben und durch diese wegweisende Entscheidung ihr Werk heute gesichert sehen, auch wenn sie selbst nicht mehr in der Lage sind, die Trägerschaft für diese Schulen zu verantworten.

Wir gedenken an diesem ersten Todestag des Gründers der Schulstiftung in Dankbarkeit.

Dietfried Scherer, Stiftungsdirektor

Bernhard Casper

Die Determination der Freiheit¹



Wenn es eine Grundfrage gibt, welche das Philosophieren – heimlich oder offen – von seinen Anfängen begleitete, so ist es die nach der Freiheit. Die Freiheit ist, so formuliert lapidar Hegel, „das einzige Wahrhafte des Geistes“². Wenn auch in ganz verschiedenen sprachlichen Gestalten – selbst in ein und derselben Sprache³ –, so richtet sich doch die Grundintention philosophischen Denkens immer wieder auf dieses Eine. Wahrheit und Freiheit erscheinen konvertibel. Und deshalb konnte die Universität Freiburg z.B. mit Zustimmung aller Mitglieder ihres Lehrkörpers, auch derjenigen, die sich nicht zu einem Gottesglauben bekannten, zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf die Fassade ihres Neubaus das Wort des Johannesevangeliums setzen lassen: „Die Wahrheit wird Euch freimachen“⁴.

I.

Nun ist freilich seit dem Beginn der Neuzeit das Fragen nach dem Wesen und der Wirklichkeit der Freiheit insofern in einen neuen Kontext eingetreten als mit dem immer größer werdenden und schließlich sogar ausschließlichen Maßnahmen des Verständnisses von Erkennen und Forschen an dem quantifizierend vergegenständlichenden Forschen der später dann so genannten Naturwissenschaften Freiheit nur mehr aus ihrem Gegensatz zu einer im Sinne Newtons und Descartes begriffenen Determination verstanden wurde. Die erste Frage der Neuzeit ist eigentlich nicht mehr die nach dem Wesen menschlicher Freiheit. Vielmehr lautet die erste Frage: Wie ist unter der Voraussetzung, dass Wirklichkeit insgesamt nichts anderes als das mathematisch vollständig geordnete Gefüge räumlich-zeitlicher Objekte beinhaltet, menschliche Freiheit überhaupt möglich? Ist menschliche Freiheit nicht eine Illusion? Im 18. Jahrhundert hat – im Umkreis der Encyclopédie – Jos. Priestley (1733-1804) als erster diese Grundfrage eines radikalen Determinismus gestellt und den menschlichen Willen damals schon auf nichts anderes als auf hirnpfysiologische Abläufe zurückgeführt⁵. Und Pierre Simon Laplace (1749-1827) hat dieses Wirk-

¹ Der folgende Text wurde am 5.5.2007 bei einer Lehrerfortbildung über das Thema „Die menschliche Natur im Spannungsfeld von Determinismus und Freiheit“ im Institut für Deutsch-Italienische Studien in Meran vorgetragen. Dabei ist zu bemerken dass in italienischen Gymnasien in den Klassen 11-13 (bzw. 10-12) je 2 Wochenstunden Philosophie zum Pflichtunterricht gehören. Der Verfasser stellt den Text dem Forum zum Abdruck zur Verfügung.

² Glockner 11, 44. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte.

³ Vgl. dazu W. Warnach im HWP 2,1065 über die 11 verschiedenen Vokabeln im Griechischen.

⁴ J 8,32.

⁵ Vgl. HWP 2,1091.

lichkeitsverständnis, das menschliche Willensfreiheit zu einem bloß illusionären subjektiven Gefühl macht, schließlich auf die Argumentationsfigur des sog. Laplaceschen Dämons gebracht: „Ein Geist, der in einem bestimmten Augenblick (t_1) alle Kräfte kennen würde, welche die Natur beleben“, müsste alle Zustände des Kosmos reproduzieren und prognostizieren können. „...nichts wäre ungewiss für ihn, und Zukunft und Vergangenheit lägen seinem Auge offen da“⁶.

Im 20. Jahrhundert ist nun zwar in der Wende von der klassischen Physik zur Quantenphysik das Laplacesche Wirklichkeitsverständnis aufgegeben worden. „An der scharfen Formulierung des Kausalgesetzes: wenn wir die Gegenwart genau kennen, können wir die Zukunft berechnen, ist nicht der Nachsatz, sondern die Voraussetzung falsch. Wir können die Gegenwart in allen ihren Bestimmungsstufen prinzipiell nicht kennenlernen“, so kritisiert 1927 der Physiker Werner Heisenberg aufgrund seiner bahnbrechenden Entdeckung der Unschärferelation das Laplacesche Modell eines radikalen Determinismus⁷.

Dennoch, so scheint mir, ist der Verstehenshorizont innerhalb dessen menschliche Freiheit von den meisten Menschen bis heute begriffen wird, der Horizont des Gegensatzes zwischen menschlicher Freiheit und kausalanalytisch aufzuhellender Determination geblieben. Dieser Verstehenshorizont blieb vor allem auch in den beiden großen Diskussionen bestehen, die über die Möglichkeit menschlicher Freiheiten in den letzten Jahrzehnten geführt wurden; nämlich den Diskussionen, die durch die Verhaltensforschung (Ethologie) einerseits und die Hirnforschung andererseits ausgelöst wurden. Beide Diskussionen zeichneten sich dadurch aus, dass sie von einem restriktiven, nämlich einem rein negativen und formalen, d.h. Freiheit als bloße Nicht-Determiniertheit verstehenden Begriff von Freiheit ausgingen und die ganze Phänomenalität dessen, was menschliche Freiheit meint, deshalb gar nicht wahrnahmen.

II.

Ich will daher versuchen, so gut es in der Kürze eines Referates möglich ist, zu einem vollständigeren Verständnis der Wirklichkeit von Freiheit als menschlicher und deren Verhältnis zu der durch Kausalgesetze determinierten Realität zu gelangen. Dabei greife ich unter anderem Überlegungen auf, die bereits in den 60er Jahren der Freiburger Religionsphilosoph Bernhard Welte im Eingehen auf die Verhaltensfor-

⁶ Vgl. HWPh 2,155.

⁷ Vgl. HWPh 2,156.



Holzmodell der im 2. Weltkrieg zerstörten Westfassade des Kollegengebäudes 1 der Universität, auf welcher bis heute der Spruch „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ prangt.

Dieter Speck: Uniseum Freiburg. Ein
Bildbegleitbuch, Freiburg 2007, S. 129

scheidung vorgelegt hat⁸, die aber gerade auch angesichts der hirnpfysiologischen Debatte nach wie vor von Bedeutung sind. Denkgeschichtlich stehen diese Überlegungen in einem Zusammenhang, der in unserer größeren Gegenwart mit Kant beginnt, in den aber ebenso Kierkegaard wie Schelling wie Rosenzweig und schließlich Heidegger und Levinas gehören.

Fragen wir uns zunächst einmal, wie denn die kausalanalytisch arbeitenden, objektivierenden Wissenschaften vorgehen und was sie leisten. Wie im neueren Denken Kant als erster dargelegt hat, – ich spreche hier in einer sehr groben Skizze – kommt gegenständliche, durch die Kategorie der Kausalität zu erfassende Erkenntnis immer nur aus zwei Quellen zugleich zustande: Sinnlichkeit und Verstand bzw. Vernunft. Wer erkennt, wird ja keineswegs durch die Natur wie ein gelehriger Schüler belehrt. Vielmehr: „Die Vernunft muss mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gehalten werden können, in einer Hand,

⁸ Vgl.dazu Bernhard Welte. Determination und Freiheit. In: Ders. Gesammelte Schriften. Band I,1 Person. Eingeführt und bearbeitet von Stephanie Bohlen. Freiburg (Herder) 2006.

und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen lässt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt“, so lautet die zentrale erkenntnistheoretische Einsicht, die Kant in der berühmten Vorrede zur 2. Auflage der Kritik der reinen Vernunft formuliert⁹. An dieser grundlegenden Einsicht in die Bipolarität des Geschehens von Erkennen hat sich gerade auch durch die modernen Erkenntnistheorien etwa von Popper und Lakatos nichts geändert. Immer bedürfen wir, um zu erkennen, einer Theorievorgabe (die eine der sich zeitigenden Vernunft ist). Diese Theorievorgabe tragen wir an die sinnhaft uns zugänglich werdende Wirklichkeit heran. Und diese bestätigt uns den Theoriezusammenhang dann. Oder der Theoriezusammenhang wird durch die sinnhaft sich uns gebende Wirklichkeit falsifiziert. Unsere Theorievorgabe scheitert an der durch unsere Sinne sich gebenden Wirklichkeit. Wir können das, was wir uns als gesetzmäßigen Zusammenhang ausdenken, in der sinnhaft sich uns gebenden Wirklichkeit verifizieren. Oder wir werden durch die hyletischen Daten falsifiziert. Auf eine solche Falsifikation muss die Forschung nicht nur gefasst sein, sondern sie muss nach ihr geradezu suchen.

Welches ist nun aber die generelle Theorievorgabe, welche durch die kausalanalytisch vorgehende Intentionalität an die Wirklichkeit herangetragen wird? Es ist die Vorgabe, dass in der zu untersuchenden Wirklichkeit eine zeitlos geltende Regel der Folge in der Zeit gilt.¹⁰

Warum sich gerade die Kategorie der Kausalität, die „Warum-Frage“ – und in der Neuzeit diese zudem noch eingeschränkt auf die Effizienzkausalität – für das Erkennen so in den Vordergrund drängt, darüber kann man sich Gedanken machen. Geschieht dies deshalb, weil wir – in welcher Weise auch immer, in unserem Uns-Zeitigen Sicherheit wollen?

Alle kausalanalytisch geltenden Urteile haben die Form „immer wenn a – dann folgt b“. Kausalanalytisch Urteile gelten kraft dieses „immer wenn – dann“ zeit- und subjektunabhängig. Das Wagnis des sich in seinem Etwas-mit-sich-selbst- Beginnen (z.B. seinen Entscheidungen) einmalig zeitigenden menschlichen Daseins wird hier aus der Erfassung von Wirklichkeit ausgeklammert.

Das Wesen solcher kausalanalytischer Urteile besteht deshalb auch darin, dass sie als wahre Urteile absolut sichere Urteile sind. Sie antworten auf die Grundfrage des

⁹ B XIII.

¹⁰ Vgl. KrV B 232 - B 256.

cartesischen Denkens, dessen Intention nicht darin besteht nach den Grenzen des Wissens zu fragen, wie dies Kant später getan hat¹¹, sondern nur nach dem, was ich sicher wissen kann.¹² Deshalb eliminieren sie apriori den Unsicherheitsfaktor der Subjektivität ebenso wie den der nicht als homogene zählbare Bewegung geschehenden Zeit, nämlich den der unvorhersehbar frei sich zutragenden Geschichte. Sie sind sichere, zwingende Urteile, die uns in der Tat die nach zeit- und subjektunabhängigen Gesetzen ablaufende Wirklichkeit in die Hand geben, zu der wir als materiell-leibhaft bestehende Wesen allerdings auch selber gehören. Durch die gewaltigen Leistungen der neuzeitlichen Wissenschaften wurde uns die derart methodo geometrico zu erschließende Realität so in einem vorher ungeahnten Maße immer mehr zugänglich.

III.

Die kausalanalytisch vorgehenden Wissenschaften haben die so zu erschließende Wirklichkeit derart jeweils in den Besitz unseres Wissens und Verfügens gebracht. Allein gerade genau an diesem Punkt des jeweils erreichten Wissens um die gemäß den Kategorien der Kausalität strukturierte Wirklichkeit tritt nun eine völlig neue Frage auf den Plan, die sich eben nicht eliminieren lässt.

Und diese Frage lautet: Aber was fangen wir mit der uns derart durch unser kausalanalytisches Wissen in die Hand gegebenen Wirklichkeit denn nun an? Was beginnen wir mit ihr? Wozu benutzen wir sie? Dank unseres Wissens um die Gesetze der Kernphysik können wir z.B. Atombomben bauen und einen Atomkrieg beginnen an dessen Ende der Planet Erde vielleicht zu einer weitgehend leblosen Wüste geworden ist und die species homo sapiens sapiens sich möglicherweise selbst ausgerottet haben wird. Oder aber wir können aufgrund derselben Kenntnisse und mittels derselben Gesetze medizinische Geräte bauen, mit denen wir sterbliches menschliches Leben von manchen Krankheiten zu heilen imstande sind, endlichem menschlichem Leben in dieser seiner Endlichkeit hilfreich werden können.

Oder wir könnten die uns in der Kernphysik zugänglichen Kausalgesetze etwa benutzen um technische Anlagen zu bauen, die auf vielfache Weise dem Leben und menschlichen Zusammenleben auf diesem Planeten Erde größere Chancen zur Verfügung stellen.

¹¹ Vgl. dazu Kant, KrV A 805 /B 833: „Was kann ich wissen?“

¹² Weshalb Descartes denn auch keine andere Methode für das Denken als die bei den Geometern übliche zulässt. Vgl. Meditationes de prima philosophia. Synopsis.

Das eine wie das andere ist uns möglich aufgrund derselben Kausalgesetze. Und doch sieht die durch die Kausalgesetze in jedem Fall strukturierte Wirklichkeit in dem einen wie dem anderen Falle am Ende dann jeweils anders aus. Die determinierenden Kausalgesetze, deren Urteilsform das „immer wenn – dann“ ist, können von uns als uns selbst jeweils auf andere Weise gebraucht und benutzt werden. Das heißt: Wir selbst als wir selbst erweisen uns in dem, was hier jeweils so oder so geschieht, als der unteilbare und nicht mehr auf anderes zurückführbare Ursprungspunkt, durch den die im einzelnen kausalanalytisch regulierte Wirklichkeit als Wirklichkeit insgesamt in eine offene, noch nicht festgelegte Zukunft hinein neu und anders wird. In diesem Geschehen des Neu- und Anderswerdens der Wirklichkeit, die in jedem Falle formal gesehen kausalanalytisch reguliert bleibt, tritt also das Selbstsein des Menschen als eine – wenn Sie so wollen – causa höherer Art auf den Plan, nämlich als die Wirklichkeit des auf kein anderes mehr reduzierbaren „Subjektes“, das für sich selbst und das ihm zur Verfügung Stehende verantwortlich ist.

Wir sind die Wesen, die dadurch vor allen anderen Lebewesen ausgezeichnet und dadurch zugleich belastet sind, dass sie sich in ihrem Mit-sich-selbst-etwas-Beginnen, selbst bestimmen müssen. Wir sind die nicht festgestellten Lebewesen, die mit sich selbst und darin mit allem, was ihnen durch ihr kausalanalytisch gewonnenes Wissen zur Verfügung steht, etwas neu beginnen müssen – in eine offene, unentschiedene Zukunft hinein. Wir können dies freilich nur in den Grenzen des dank der Kausalgesetze Möglichen.

Aber gerade im Hinblick auf das durch die endlichen Kausalgesetze Geregelter ist eine solche weitere Bestimmung des Ganges der Welt insgesamt durch die Selbstbestimmung unserer selbst nichts in sich Widersprüchliches. Das hat Kant etwa in der Anmerkung zu der Dritten Antinomie in der Kritik der reinen Vernunft zum Ausdruck gebracht. Es ist nicht widersprüchlich, so Kant, „mitten im Lauf der Welt verschiedene Reihen der Kausalität nach, von selbst anfangen zu lassen.“¹³

Von diesem unserem verantwortlichen Selbstsein aufgrund dessen wir mit uns selbst und den Dingen, die uns durch unser Forschen erschlossen sind, etwas anfangen können und müssen, haben wir freilich keine andere Kenntnis als durch uns selbst. Dieses Wissen um unser verantwortliches Selbstsein ist uns im Sinne Husserls nur als eine auf nichts anderes mehr zurückführbare Urimpression in einem originär gebenden Bewusstsein gegeben. Wäre das verantwortliche Selbst auf anderes

¹³ KrV A 450/ B 478, vgl. A 533/B 561.

zurückführbar, so wäre es ja gerade nicht es selbst. Es hätte immer ein Alibi. Es wäre immer entschuldbar. Wahrscheinlich liegt hier der geheime Grund, so mag man vermuten, warum für viele ein physikalistischer oder biologistischer Reduktionismus so anziehend ist. Auch für Auschwitz wäre dann niemand verantwortlich, sondern nur die Evolution.

Aber gäbe es dann überhaupt noch menschliche Geschichte als menschliche? Ist dafür nicht das Selbst des Menschen unabdingbar, das Kierkegaard (im Widerspruch gegen Hegel) als das Verhältnis beschrieben hat, „das sich zu sich selbst verhält“?¹⁴ Und das allerdings in der Verzweiflung endet, wenn es sich nicht „durchsichtig gründet in Gott“¹⁵. Ich brauche nicht ausdrücklich auszuführen, dass Kierkegaards Bestimmung des Selbst hinter Heideggers Bestimmung des Daseins steht.

IV.

Nun wird diese Selbsterfahrung des Menschen als des für sein eigenes Mit-sich-selbst-etwas-Beginnen und damit eben auch seine Welt Verantwortlichen von Theoretikern eines absoluten Reduktionismus oft damit abgetan, dass sie sagen, dieses Verständnis des Selbstseins sei eben eine rein subjektive Vorstellung. In Wirklichkeit gebe es nichts als durch kausale Determination endgültig und abschließend schon festgelegtes Sein. „Alles ist nichts als Physik“, so etwa Carnap; ein Satz, gegen den übrigens etwa Konrad Lorenz in den 60er Jahren in Vorträgen heftig polemisierte. Der Satz „Alles ist auch Physik“, so führte damals Lorenz immer wieder aus, ist durchaus richtig. Hingegen der Satz „Alles ist nur Physik“ verkürzt die Wirklichkeit.

Meiner Ansicht nach hat eine physikalistisch-reduktionistische, letzten Endes zu Laplace zurückkehrende Position zumindest einen ihrer Anlässe darin, dass in der Frage nach dem Verhältnis von kausalanalytisch zu erforschender Determination und sittlicher Freiheit beide Termini als gegenseitig sich ausschließende Gegensätze angesehen werden und nicht in den Blick kommt, in welcher Weise gerade das Sich-selbst-aufgeben-Sein des Menschen ein auf Determination angewiesenes und durch Determination bestimmtes ist.

¹⁴ S. Kierkegaard. Die Krankheit zum Tode. Düsseldorf 1954,8 = S.V. XI,127.

¹⁵ A,a.,O. 81 = S.V. XI, 194

Ich möchte dies in drei Schritten darlegen:

1.) Das Dasein, welches immer leibhaftiges Dasein ist, aber mit der es auszeichnenden „Eigenschaft“ (wenn wir einmal so sagen dürfen) mit sich selbst etwas anfangen zu müssen, ist auf die durch determinierende Gesetze bestimmte Natur zunächst einmal insofern angewiesen als es nur angesichts der durch solche Gesetze bestimmten materiellen Wirklichkeit etwas mit sich selbst anfangen kann.

Negativ heißt dies: es kann nicht ohne und gegen diese Gesetze etwas mit sich selbst beginnen. Contra naturam nihil est possibile. Insofern macht in der Tat schon die reine Kenntnis der determinierenden Kausalgesetze frei: nämlich z.B. von Illusionen, denen sich das sich entwerfende Selbst im Hinblick auf das, was es vermag, hingeben kann. (Dass ich mit Reinhold Messner auf den Mount Everest steige, davon kann ich träumen. Die mir von meinem Kardiologen vermittelten kausalanalytischen Einsichten machen mich aber frei von der Illusion, dass ich dazu die Freiheit habe, d.h. dass ich das wirklich kann).

Die Einsicht in die im einzelnen kausalanalytisch zu eruiierenden Zusammenhänge gibt mir zugleich aber auch im positiven Sinne Freiheit als sie es mir eben erlaubt, diese Zusammenhänge im Dienste meines Daseins als meines „Mir geht es um mein Sein“ tatsächlich und d.h. materiell-leibhaftig im Geschehen meiner Zeitigung zu gebrauchen. Wer die Gesetze des Funktionierens seines Herzens kennt, hat die positive Freiheit, sich – angstfrei – dieses oder jenes zuzumuten. Allerdings: Was er sich überhaupt zumuten soll, wie er sich im Ganzen seines Daseins als er selbst entwerfen soll, sagen ihm diese Gesetze noch nicht.

Konrad Lorenz verdanke ich das folgende Bild: Der kausalanalytisch forschende Naturwissenschaftler ist wie ein Kraftfahrzeugmeister, der mir genau sagen kann, wie mein Auto funktioniert. Aber er kann mir nicht sagen, wohin ich mit dem Auto fahren soll. Allenfalls kann er mir sagen, wohin ich aufgrund der Beschaffenheit des Autos mit diesem nicht fahren kann.

Im Sinne dieser sowohl negativen wie positiven Einsichten, zu welche die kausalanalytische Forschung führt, kann im übrigen z.B. gerade auch die Psychoanalyse zu einem freieren (d.h. von uneingesesehenen Zwangsmechanismen befreiten) menschlichen Dasein beitragen.

2.) Entscheide ich mich als der sterbliche Mensch, der ich bin, aber nun dazu, mit mir und dem mir zur Verfügung Stehenden auf eine bestimmte Weise etwas zu beginnen, so erweise ich mich gerade durch dieses mein Mich-Entscheiden selbst

jedoch auf die Determination durch die hyletischen Daten in ihren Kausalzusammenhängen angewiesen. Jemand, der sich z.B. entscheidet Musik zu studieren – und d.h. dann an der Musikhochschule ein bestimmtes Instrument auf höchstem Niveau zu erlernen, – muss sich den Gesetzen dieses seines Instrumentes unterwerfen. Unter allen Freiburger Studenten bewundere ich oft am meisten die Musikstudenten, die 12 Stunden am Tag und manchmal länger auf ihrem Instrument üben. Aber nur dadurch, dass sich einer von den bestimmten Gesetzen seines Instruments bestimmen, d.h. determinieren lässt, wird er fähig dieses Instrument schließlich frei zu spielen – frei, d.h. so, dass er darin durch nichts eingeschränkt oder behindert wird. Das Instrument, das zu studieren er wählte, kann ihm dann, wie wir so sagen, zur zweiten Natur werden. Mit dem Erlernen einer fremden Sprache ist es ebenso: Ich lasse mich durch das Vokabular und die Grammatik der fremden Sprache bestimmen. Nur dank einer solchen Determination werde ich aber fähig, die fremde Sprache schließlich wirklich frei zu sprechen. Und so geht es mit jedem Lernen. Und so verhält es schließlich auch mit den großen Lebensentscheidungen des sich selbst aufgegebenen sterblichen Daseins. Denken Sie etwa an die Entscheidung für eine Ehe oder einen bestimmten, den ganzen Menschen einfordernden Beruf. Die Verwirklichung der daseinsmäßig tatsächlich gelebten Freiheit steht also nicht im Widerspruch zu der durch Kausalgesetze bestimmten materiell-leibhaftigen Wirklichkeit. Vielmehr benutzt sie diese kausalanalytisch strukturierte Wirklichkeit. Sie verwirklicht sich selbst mittels ihrer. Sie tut das auch dann noch, wenn sie sich in dem extremen Falle des Suizids etwa, dafür entscheidet, sich selbst mittels dieser Gesetze als dieses leibhaftige Dasein zu vernichten.

3.) Stellen wir uns nun aber auf den Punkt des lebendigen sich entscheiden müsenden Daseins selbst, das sich fragt: Aber wofür soll ich mich denn nun letzten Endes entscheiden? Was soll ich mit mir und den mir zur Verfügung stehenden Möglichkeit insgesamt und letzten Endes anfangen? so zeigt sich das Verhältnis von Determination und Freiheit noch einmal in ganz neuer und äußerster Weise. Es zeigt sich, so können wir sagen, in transzendentaler Weise als Bedingung der Möglichkeit des Sich-Zeitigens des sterblichen Daseins überhaupt. Denn die Intentionalität der Zeitigung meiner selbst erweist sich – wie auch immer – ja bestimmt durch jenes Worumwillen (hou heneka), welches die überlieferte Philosophie in einer formalen Bestimmung „das Gute“ nannte; das Gute epekeinas tes ousias, jenseits aller vergegenständlichbaren Inhalte d.h. in allen Inhalten dieser Intentionalität doch zugleich über alle solche Inhalte hinaus: das „Gute“ hou pant’ephetai, nach dem alles und alle verlangen und streben, wie der 1. Satz der Nikomachischen Ethik sagt

(1094 a 3). Durch dieses transzendente intentum erweist sich die Intentionalität meiner selbst als des Seienden, dem es in seinem Sein um dieses Sein selbst geht, jedenfalls immer bestimmt. Rein formal ist die Selbstbestimmung meiner selbst immer durch den transzendentalen Horizont des Guten determiniert – gleichgültig wie sich inhaltlich dieser Horizont dann im einzelnen auch füllen mag. Selbst dem, der Böses will, erscheint dieses, insofern er es will, zunächst einmal gut.

Wie Bernhard Welte in seinen Analysen des Bösen anhand der *quaestiones disputatae* des Thomas von Aquin gezeigt hat¹⁶ will auch der, der Böses will, zunächst einmal das Gute. Er hält es für gut, so böse zu sein. Die Bosheit des Bösen gründet nicht in der Formalität der Seiendheit des intentums, sondern in der Absolutsetzung der intentio, die meint, sich verwirklichen zu können, ohne auf ein anderes angewiesen zu sein, d.h. ohne in dem Grundverhältnis einer Schuldigkeit zu stehen.

Insofern die Selbstverwirklichung des Daseins zu solcher Bosheit als der rücksichtslosen und das fundamentale Sich-Verdanken negierenden Weise der Verwirklichung ihrer selbst tatsächlich die Freiheit hat, erweist sie sich, wie Schelling in seiner Schrift „Über das Wesen der menschlichen Freiheit“ gezeigt hat, als die „Freiheit zum Guten wie zum Bösen“. „Der Mensch ist auf jenen Gipfel gestellt, wo er die Selbstbewegungsquelle zum Guten und Bösen gleicherweise in sich hat: das Band der Prinzipien (der Wille der Liebe und der Wille des Grundes BC) in ihm ist kein notwendiges, sondern frei“¹⁷.

Die Freiheit des endlich sich verwirklichenden Willens ist gerade dadurch gegeben, dass das Geschehen des Wollens determiniert ist: entweder als das Wollen der Liebe, das sich mit dem Wollen des (Natur-) Grundes verbindet; oder durch das isolierte Wollen des bloßen Grundes, das sich von dem Wollen der Liebe getrennt hat.¹⁸

Die wirklich gelebte, die Versuchung zum Bösen überwunden habende Freiheit geschieht deshalb in einem Sich-Angehenlassen von dem anderen, einer „hétéronomie privilégiée“ – um hier einen Begriff von Levinas einzusetzen – „laquelle ne heurte pas la liberté, mais l’investit“¹⁹: einer Heteronomie, welche die Freiheit nicht verletzt, sondern sie gerade erst in ihre durch das Dasein zu lebende Wirklichkeit einsetzt.

¹⁶ Bernhard Welte. Über das Böse. Eine thomistische Untersuchung. Mit einer Einführung von Bernhard Casper. Neuausgabe Freiburg/Br.(Herder) 1986. Jetzt in Bernhard Welte. Gesammelte Schriften. Band II, 1. Freiburg (Herder) 2007, S.246-261.

¹⁷ F.W.J.Schelling. Sämtliche Werke hg. von K.F.A. Schelling. Stuttgart 1856-1861. VII, 375.

¹⁸ Vgl. Schelling a.a.O. 390.

¹⁹ Emmanuel Levinas. Totalité et Infini. Den Haag (Nijhoff) 1974, 60. Deutsch ders., Totalität und Unendlichkeit. Freiburg i.Br. (Alber) 1987, 122.

Das Verhältnis des Daseins zu dem es Bestimmenden hat hier allerdings selbst den Charakter der Freiheit. Es ist kein Verhältnis, welches das Dasein zwingt, wie die im Sinne der neuzeitlich verstandenen Kategorie der Kausalität erhobenen Verhältnisse zwingen. Vielmehr zeigt es sich als ein Verhältnis der Herausforderung, der Vorladung (assignation) und Einladung, welches in Freiheit als das frei machende ergriffen werden will, aber nicht ergriffen werden muss. Es ist – um zu Kant zurückzukehren – nicht „Heteronomie der Willkür, nämlich Abhängigkeit vom Naturgesetze, irgend einem Antrieb oder (einer) Neigung zu folgen“²⁰. In einer solchen „Heteronomie der Willkür“ würde ich mich distanzlos an die Naturgesetze versklaven. Mein Mich-Zeitigen würde Zwangscharakter annehmen.

Wenn ich hingegen dem Anspruch des „Imperativs der Sittlichkeit“²¹ zustimme: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest“²², wenn ich mich durch diesen Imperativ determinieren lasse, erweist sich dies selbst als ein Akt der Freiheit.

Das mich hier Determinierende zwingt nicht, sondern es lädt ein. Nehme ich diese Einladung an, dann werde ich im Lichte dieser Determination als des Äußersten was die reine praktische Vernunft angeht (quo maius nihil – über das hinaus Größeres – sie nicht angehen kann) die Determination durch den Naturgrund, in welchem ich in der Tat bestehe, gebrauchen und vielleicht auch erleiden, um dem, was mich im Imperativ der Sittlichkeit herausfordert, gerecht zu werden.

Es handelt sich also um eine doppelte Determination meines Daseins: die Determination durch den Naturgrund, in welchem ich als leiblich endlicher Mensch bestehe und zugleich die Determination durch den Anspruch der Sittlichkeit, der mich in meiner Menschlichkeit ausmacht.

Allein durch das Wahrnehmen beider Determinationen und das Mich-Bestimmenlassen durch sie kann ich im Mich-Zeitigen meines sterblichen Daseins aber wirklich und tatsächlich frei werden. Im Sinne des genitivus subjectivus wie des genitivus objectivus erweist sich die von dem endlich-sterblichen und nur in seinem Leibe daseienden Menschen gelebte Freiheit dann als eine Determination der Freiheit.

²⁰ KpV A 59.

²¹ GMS BA 43.

²² GMS BA 67.

Klaus Scherzinger



Unterschiedenheit ohne Unterschied¹ Meister Eckharts spekulative Mystik als neuplatonische Aneignung aristotelischer Substanz- metaphysik

Mit Meister Eckhart (1260? – 1328) begegnet uns einer der bedeutendsten Denker des damals schon hundertjährigen Dominikanerordens, gegen den ein Inquisitionsprozess wegen der Verbreitung häretischer Lehren geführt wurde. Er, den C.G. Jung als die schönste Blüte am Baume des liber spiritus (d.h. des freien Geistes) bezeichnete² und der als Vater der deutschsprachigen Mystik gilt, wurde für schuldig befunden, zahlreiche Lehrsätze vorgetragen (zu haben), die den wahren Glauben in vielen Herzen vernebeln³.

1. Philosophie im Dienste des Lebens: Eckhart als Lese- und Lebemeister.

Eckhart war Lebensphilosoph noch bevor es die Lebensphilosophie gab. Philosophie muss das Leben steigern, es intensivieren, muss helfen, es zur Erfüllung zu bringen, so das Credo dieser großen Geistesbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Lebensphilosophie war die Besinnung auf die Äquivokation des Begriffes „Sinn“⁴. Ein gedachter, d.h. vernünftig eingesehener Sinn, ergibt keinen Sinn, wird nicht zum Maßstab unseres Wollens, zur Motivation unseres Handelns und zum Quell unserer Freude, wenn er nicht sinnlich, d.h. mit den Sinnen und im Herzen gespürt und gefühlt werden kann.

Mit diesem Gedanken zur Lebensphilosophie ist abgezielt auf das viel zitierte Verhältnis des Lese- zum Lebemeisters im Gesamten des Eckhartschen Wirkens. Der Lesemeister, der *von großen und hohen Dingen mit großen und hohen Sinnen spre-*

¹ Meister Eckhart, Deutsche Predigten und Traktate (zitiert als DPT), Hrsg. v. J. Quint, 1979, S. 206

² C.G. Jung, Aion, 1951, Gesammelte Werke 9/2

³ In agro dominico, Bulle Johannes XXII, 27. März 1329; In: DPT, S. 449

⁴ vgl. Friedrich Nietzsche, Volker Gerhardt, 1999, S. 71

chen muss, wie Eckhart einmal Seneca zitiert⁵, bleibt dem Lebemeister, der uns einen Weg weist, diese hohen Dinge, diese Wahrheiten, wie wir sagen können, auch zu leben, jederzeit nach- und untergeordnet. Philosophie steht im Dienste des Lebens!

Sinn und Ziel unseres Menschseins, so wird Eckhart predigen, ist die Unio mystica, die „Gottesgeburt in der Seele“⁶. Doch dieses genannte und mit sehr viel philosophischer und theologischer Finesse vorgetragene und begründete Ziel verwirklicht sich nicht alleine schon dadurch, dass es vernommen, im Denken nachvollzogen und insofern verstanden wird. Wirklich verstanden wird es erst, wenn es zur gelebten und lebbareren Erfahrung wird. Um Letzteres geht es Eckhart vor allem.

Der Historiker P. Angelus Walz O.P. hat Mystik einmal wie folgt definiert: Aller Mystik ist es um die Vereinigung der Seele mit Gott zu tun. Die spekulative Mystik erforscht diesen Vorgang und stellt ihn dar. Die übende Mystik sucht das Erleben dieser Vereinigung mit Gott.⁷ Auch wenn Anweisungen im Sinne einer übenden Mystik in Eckharts Werken weniger Raum einnehmen als die philosophischen und theologischen Spekulationen, er bleibt doch immer auch ein Guru in der besten Bedeutung dieses Sanskrit Wortes.

Eckhart weiß, dass er das Ziel seiner obersten Intention mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, um das Ziel seiner zweiten Intention zu erreichen, nie ganz einholen kann. *Wer diese Rede nicht versteht, der bekümmere sein Herz nicht damit. Denn solange der Mensch dieser Wahrheit nicht gleicht, solange wird er diese Rede nicht verstehen. Denn es ist eine unverhüllte Wahrheit, die da gekommen ist aus dem Herzen Gottes unmittelbar.*⁸ Dennoch will er verkünden, was die Unio mystica die Menschen lehren wird. Es drängt ihn mit Macht zur Predigt. *Wer diese Predigt verstanden hat, so sagt er einmal, dem vergönne ich sie wohl. Wäre hier niemand gewesen, ich hätte sie diesem Opferstock predigen müssen.*⁹

Eckhart ist in einer verzwickten Situation. Ihm geht es wie jemandem, den es drängt, vom Wesen der Liebe zu sprechen und der doch weiß, dass nur der ihn wirklich versteht, dem sie selbst widerfahren ist.

Auch mit Blick auf den viel zitierten Grundsatz *esse est deus*, den Eckhart im Prolog zu seinem unvollständig gebliebenen, dreigeteilten lateinischen Werk *Opus tripartit-*

⁵ Meister Eckhart, Das Buch der göttlichen Tröstung. In: DPT, S.139

⁶ Vgl. z.B. Predigt 57 in DPT, S.415

⁷ P. Angelus Walz O.P., Dominikaner und Dominikanerinnen in Süddeutschland, 1967, S. 28

⁸ Meister Eckhart, DPT, S. 309

⁹ Meister Eckhart, DPT, S. 273

tum nennt¹⁰ und *bei dem seine Metaphysik und seine Schriftauslegung ihren Anfang nehmen und auf den alle wesentlichen Gedanken sich zurückziehen lassen*,¹¹ lässt sich das Verhältnis seiner beiden Schaffensintentionen verdeutlichen. *Aus der ersten vorausgeschickten These, so erläutert Eckhart diesen Grundsatz, der wegen seiner Opazität als der Häresie verdächtig angesehen wurde¹², lassen sich alle oder fast alle Fragen, die Gott betreffen, wenn sie richtig abgeleitet werden, leicht lösen; und was über Gott geschrieben wird, – in den meisten Fällen selbst Dunkles und Schwieriges – kann (auf der Basis dieser These, Anm.d.V.) mit der Vorgehensweise des natürlichen Verstandes klar ausgelegt werden¹³.*

Doch selbst wenn – wie Eckharts Worte es nahe legen – uns mit dem Grundsatz *esse est deus* eine Art rationaler Schlüssel an die Hand gegeben sein sollte, mit dem sich die Türen zu einem angemessenen Verständnis der Besonderheiten seiner Metaphysik und Bibelauslegung öffnen lassen, so ist alleine dadurch, dass er uns einen denkerischen Nachvollzug seiner Werke ermöglicht, noch nicht zugleich der tiefste Quellgrund für seine Formulierung mitverstanden. *Wir müssen uns aber darüber klar sein, dass wir mit dieser These zwar fast alle Probleme (fere omnia), die Gott betreffen, erschließen können, aber eines gewiss nicht: den Sinn der These selbst.*¹⁴

Wenn wir erneut an das denken, was wir oben die Äquivokation des Begriffes „Sinn“ genannt haben, wird klar, was mit dieser Aussage von R. Manstetten, einem der profundesten Kenner der Eckhartschen Philosophie, gemeint ist: Der gedachte Sinn des *esse est deus* läßt sich nämlich durchaus verstehen. Das Eckhartsche Werk ist ja nichts anderes als die gedankliche Auseinanderlegung dieser These und macht den Leser – auch wenn es einige Mühen kostet – mit logisch konsistenten Spekulation zum Verhältnis Mensch – Sein – Gott bekannt. Anders verhält es sich mit dem gefühlten Sinn, d.h. mit dem gedachten Sinn, sofern er ein eigentlicher Sinn ist, weil er das Herz und damit den Bereich berührt, der unser Fühlen und Handeln bestimmt. In seiner allerersten Intention geht es Eckhart darum, dass auch seine Hörer mit diesem tiefsten Herkunftsort seiner Grundthese Fühlung aufnehmen. Deshalb ist letztlich *die Bestimmung dieses Ortes, der kein anderer ist als der Ort, von dem aus gesagt werden kann, „esse est deus“, (...) die wesentliche Aufgabe*

¹⁰ Meister Eckhart, Die deutschen (DW) und lateinischen (LW) Werke, LW I, 156,15

¹¹ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S. 50

¹² Vgl. ebd. S. 55

¹³ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW I, 165, 9-12

¹⁴ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S. 55

jeder Eckhartdeutung.¹⁵ Diese Deutung müsste aber – weil dieser Ort kein Ort des Denkens ist – alles Deuten, Denken und Erfassen lassen.

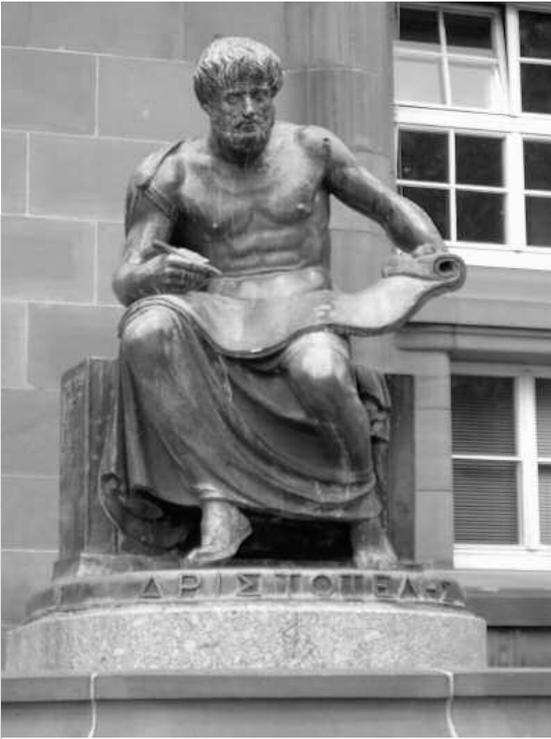
Es könnte der Eindruck entstehen, als seien Gedanken und Worte völlig machtlos, wenn es darum geht, das Herz zu erreichen, d.h. einen Wandel unserer Gefühls-, Motivations- und damit Lebenshaltung zu bewirken. Sind Gedanken denn nicht mächtiger als Schwerter und Kanonen, stehen Gedanken nicht am Beginn von Revolutionen und ruhmreichen Taten? Eckhart hätte nicht gepredigt, würde er das bestreiten. *Auch wenn die Inkarnation des Gottessohnes, wie sie sich in jedem Menschen je einmalig in persönlicher Weise vollzieht, in dieser personalen Dimension diskursiv uneinholbar ist, so geht sie dennoch, unter der Eigentümlichkeit des Intellekts, das Denken an. Und dass die Inkarnation im Medium des Gedankens wenn nicht aus-, so doch angesprochen werden kann, ist für Eckhart die Voraussetzung seiner Predigt.... Indes geht es in seinen Predigten nicht darum, das Geschehen der „Gottesgeburt in der Seele“ etwa im Medium des Denkens möglichst genau „objektiv“ darzustellen. Vielmehr ist die Predigt selbst Teil dieses Geschehens. Statt also in Gedanken einen außerhalb des Denkens ablaufenden Prozess zu repräsentieren, versucht der Prediger, seinen Hörer in die je in ihm sich vollziehende Wiederholung der Menschwerdung Gottes zu rufen, ihn zur Öffnung zu ermutigen für die „Menschheit“ in ihm, die von Gott angenommen wurde.*¹⁶

Eckhart weiß: Gedanken – selbst wenn sie auf eine noch so anschauliche, überzeugende und vielleicht suggestive Weise vorgetragen werden – können nur dann unserem Handeln Führung geben, wenn das, was sie zu bedenken geben, was sich mit ihnen ins Licht des Bewusstseins hebt, schon bereit liegt, darauf wartet, befreit, d.h. ausgesprochen und gelebt zu werden. Philosophie, wo immer sie eine bestimmte Lebenshaltung und damit auch Praxis bewirken soll, ist Hebammenkunst (Maieutik). Schon Platon macht uns mit dieser Einsicht bekannt. Im Menon, im Theaitetos und anderen Dialogen bedenkt Sokrates mit seinen Gesprächspartnern die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend (Arete). Für Platon ist die Arete eine Art Bestheitszustand des Menschen und deshalb der *Leitbegriff einer Erziehung zum Menschen*,¹⁷ d.h. zu dem, was der Mensch in Wahrheit, seiner höchsten Veranlagung nach, ist und sein kann und deshalb auch sein soll.

¹⁵ Ebd. S. 71

¹⁶ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S. 87

¹⁷ Hauskeller, Michael, *Geschichte der Ethik, Antike*, 1997, S. 29



K. Scherzinger

Der griechische Philosoph Aristoteles: Bronzefigur vor dem Kollegiengebäude 1 der Universität Freiburg

– sei es von Natur aus, durch Erziehung oder wie auch immer – schon in ihm ist, können die Unterweisungen des Lehrers die Arete, die beste Weise unser Leben zu leben, hervorrufen.

Ähnliche Gedanken finden wir auch bei Aristoteles. Auch für ihn ist das Menschen-glück an einen bestimmten Bestheits- bzw. Idealzustand geknüpft. *Was einem Wesen von Natur eigentümlich ist, ist auch für es das beste und genussreichste. Für den Menschen ist dies das Leben gemäß dem Geiste, da ja dieses am meisten der Mensch ist. Also ist dieses Leben auch das glücklichste.*¹⁹ Doch auch er weiß, um dieses „Also“, um die gemeinte Haltung und das damit verbundene Glück tatsächlich leben und erleben zu können, ist mehr nötig als die philosophische Einsicht in diesen Zusammenhang. Es braucht Übung und es braucht Erziehung. Hinter dem kleinen Wörtchen „Also“ verbergen sich letztlich alle praktischen Anweisungen der aristotelischen Ethik.

Obwohl die Arete in gewisser Weise auch eine Form des Wissen ist, läßt sich dieser Bestheitszustand *als innere, von der schwankenden Beurteilung unabhängige Haltung*¹⁸ nicht erlernen und nicht vermitteln, wie Wissensinhalte – etwa beim Lernen einer Sprache – für gewöhnlich erlernt und vermittelt werden. Die Arete ist ein Wissen, das man nicht alleine schon dadurch hat, dass man versteht, was damit gemeint ist. Die Arete ist etwas, was wir nur dann wirklich wissen, d.h. als Seelen- und damit Lebenshaltung erlangen können, wenn und weil wir sie schon besitzen und wenn und weil wir sie – angestoßen durch das Wissen eines Lehrers – ergreifen und zur Entwicklung bringen. Nur wenn der Schüler mit ihr schwanger geht, weil sie als Seelenanlage

¹⁸ Ebd. S. 25

¹⁹ Aristoteles, Nikomachische Ethik, 1178a

Wenn wir die Seelenveranlagung zur Arete durch die Seelenveranlagung zur Gottesgeburt in der Seele, wie sie Eckhart annimmt, ersetzen, dann wird deutlich, wie sehr sich Eckhart mit seiner Einschätzung der psychologischen bzw. pädagogischen, d.h. eine bestimmte Seelen- und damit Motivationshaltung bewirkenden Leistungsfähigkeit des philosophischen, theologischen und mystischen Sprechens in die Nähe Platons und Aristoteles rücken lässt. Nur wenn Pädagogik und Psychologie die Philosophie ergänzen, nur wenn der Lebemeister den Lesemeister flankiert, kann das Erdenken eines Bestheitszustandes auch ein Weg sein, das Erleben dieses Zustandes zu vermitteln.

Die historischen Quellen zu Eckharts Leben belegen, dass er im Spannungsfeld zwischen diesen beiden „Meisterschaften“ wirkte und legen nahe, dass er mit den besonderen Anforderungen und Schwierigkeiten ihres Zusammenspiels konfrontiert wurde. Seine nachweislichen Funktionen als Prior des Erfurter Dominikanerkonvents und als Vikar von Thüringen (1294-1302), als Provinzial der Ordensprovinz Saxonica (1303-1310), als Magister der Theologie in Paris (1302-1303 und 1311-1313), als Generalvikar in Straßburg und am Oberrhein (1313-1324), als Leiter des Generalstudiums der Dominikaner in Köln (...) und nicht zuletzt als Angeklagter in einem Inquisitionsprozess in Köln und Avignon (1324-1327) stellten ihn in die unterschiedlichsten Sprech- und Predigtsituationen. Seine spekulative Mystik entwickelte er im Bereich des schulmäßigen (scholastischen) und zumeist lateinisch geführten Befassens mit Philosophie und Theologie und als deutschsprachige Antwort auf die gefühlsintensiv gelebte Religiosität in den rheinischen und oberrheinischen Dominikanerinnenklöstern und Beginenhäusern. In der ersten Situation ging es ihm darum, sein Denken mit Hilfe der strengen Begrifflichkeit der philosophisch-theologischen Tradition zu lehren und zu verteidigen, in der zweiten Situation galt es *die religiös wertvollen, aber zumeist theologisch ins Unreine gesprochene Gedanken der Beginnenmystik speziell über die Vollkommenheit, Gottesliebe und geistliche Armut theologisch abzusichern und damit als spirituelle Kraft zu bewahren*²⁰. Seine Anweisungen zur übenden Mystik gehören in eine dritte Sprech- bzw. Predigtsituation. Sie wurden notwendig bei strittigen Fragen zur Theorie und Praxis des klösterlichen und gottgefälligen Lebens und wurden bei Tischlesungen oder im persönlichen, seelsorgerischen Gespräch vorgetragen.²¹

²⁰ Ruh, Kurt, Meister Eckhart und die Spiritualität der Beginnen. In: Perspektiven der Philosophie. Neues Jahrbuch, Bd.8, 1982, S.326

²¹ Aus Tischlesungen hervorgegangen ist wahrscheinlich das *früheste uns bekannte deutschsprachige Werk (...): die „Reden der Unterweisung“, „die der vicarius von turingen, der prior von erdfort, bruder eckhartt predierordens mit solchen kindern geredt haud, die in diser rede fragten vil dings, da sie saßen in colacionibus mit einander*. In DPT, Einleitung, S. 12

2. Zur scholastischen Darstellung seiner spekulativen Mystik

Das Welt- bzw. Wirklichkeitsverständnis, zu dem sich die Eckhartschen Spekulationen fügen, soll jetzt in der Weise zur Sprache gebracht werden, in der sie auch Eckhart zur Sprache gebracht hat, um sich innerhalb des scholastischen Lehrbetriebs (erste Sprechsituation) verständlich zu machen. Diese Weise verpflichtet sich den Themen und Begrifflichkeiten des mittelalterlichen Aristotelismus. Eckhart lebte in einer Zeit, in der *Aristoteles zum „Philosophus“ schlechthin und der Aristotelismus im weitesten Sinne zum Inbegriff mittelalterlicher Wissenschaftlichkeit geworden war*²². Dass seine Spekulationen in den Aristotelismus hineingehören, insofern er die besondere Art darstellt, mit der im frühen Spätmittelalter Philosophie und Theologie betrieben wurde, ihn aber, insofern er die zentrale aristotelische Lehre der Substanzmetaphysik meint, auf eine radikale Weise uminterpretieren, wird im Folgenden zu zeigen sein:

2.1. Die aristotelische Substanzmetaphysik

Philosophie, sagt Arno Anzenbacher, ist kritische Vernunftwissenschaft von den Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrungswirklichkeit als ganzer²³. Sie fragt, so Heidegger: Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr nichts?²⁴ Auch Eckhart stellt diese Frage. Er tut dies als Seinsphilosoph. Anders als die Ich- bzw. Geistesphilosophie setzt das seinsphilosophische Denken damit an, dass es von den Erscheinungen aus nach dem Sein fragt, das den Erscheinungen zugrunde liegt. Es fragt also nach den Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung im Nicht-Ich. Das Philosophieren ist hier also primär ontologisch orientiert (Ontologie = Lehre vom Seienden). Es fragt nach dem wahren Sein des Seienden und sucht das Seiende aus seinen letzten Seinsgründen zu verstehen.²⁵

Die seinsphilosophische Art des Fragens nach der Erfahrungswirklichkeit hat Aristoteles begründet. Zu Beginn des 4. Buches der *Metaphysik* heißt es: *Es gibt eine Wis-*

²² Heinzmann, Richard, *Philosophie des Mittelalters*, 1992, S. 159

²³ Anzenbacher, Arno, *Einführung in die Philosophie*, 1999, S. 35

²⁴ Heidegger, Martin, *Was ist Metaphysik?* (Antrittsvorlesung in der Aula der Uni. Freiburg, am 24. Juli 1929), 1986, S. 42

²⁵ Anzenbacher, Arno, *Einführung in die Philosophie*, 1999, S. 47 f.

senschaft, welche das Seiende als Seiendes untersucht und das demselben an sich Zukommende.²⁶ Im 7. Buch formuliert Aristoteles dann auch die Frage, die die Seinsphilosophen seither umtreibt und die wir in obiger Fassung schon als ihre zentrale Frage kennen gelernt haben: *Und die Frage, welche von alters her so gut wie jetzt und immer aufgeworfen und Gegenstand es Zweifels ist, die Frage, was das Seiende ist, bedeutet nichts anderes als, was das Wesen ist.*²⁷

Die aristotelische Antwort auf diese Frage hat Karriere gemacht und die abendländische Philosophie nachhaltig beeinflusst. Wir zeichnen sie nach, soweit wir sie brauchen, um die etwas andere Antwort Eckharts verstehen zu können.

Für Aristoteles besteht die Welt aus realen, selbständig seienden Einheiten, bzw. Substanzen. Das menschliche Erkenntnisvermögen erkennt sie mit Hilfe von Aussageweisen, bzw. Kategorien, das sind Unterscheidungsweisen, Grenzziehungen, Setzungen der Erkenntnis (*wenn aber der Erkenntnis, dann auch der Sache*²⁸). Aristoteles nennt zehn Kategorien. Die erste, die Substanzkategorie benennt und erkennt in einer Substanz das, was sie zu einer selbständigen Einheit der Wirklichkeit macht. Sie erkennt die Substanz in ihrem Wesen, ihrer ousia, ihrer substanzuelle Form, z.B. als Mensch, als Löwe oder als Baum. Die anderen neun Kategorien erkennen akzidentielle, nicht-wesentliche Eigenschaften der Substanzen, z.B. den Mut eines Menschen oder die Größe des Löwen.

Für das Verständnis der Eckhartschen Spekulationen ist von großer Bedeutung, dass das aristotelische Denken auch Gott als eine selbstständige, von anderen Substanzen abgegrenzte, wenn auch besondere Substanz fasst. Um diese Besonderheit zu verstehen, sollten wir uns vergegenwärtigen, dass Aristoteles alle wirklich seienden Substanzen als Resultat zweier für sich genommen nicht wirklicher, aber Wirklichkeit erschaffender Momente fasst: *Das Moment des Aktuellseins, auf Grund dessen das Wirkliche das ist, was es aktuell ist. Wir nennen dieses Moment Akt. Das Moment des Möglichseins, auf Grund dessen das Wirkliche die Möglichkeit hat, etwas anders zu werden als das, was es ist. Wir nennen dieses Moment Potenz.*²⁹ Das Moment der Potenz muss nochmals differenziert werden. Als passive Potenz ist sie das Vermögen durch anderes verändert zu werden, als aktive Potenz das Vermögen zur Selbstveränderung und damit auch zur Veränderung von anderem. Insofern die Potenz ein passives Vermögen ist, ist sie der Grund der Bedingtheit des

²⁶ Aristoteles' Metaphysik, Bücher I – VI, Hrsg. Horst Seidel, 1989, Buch IV, Kap.1, 1003a, S.123

²⁷ Aristoteles' Metaphysik, Bücher VII – XIV, Hrsg. Horst Seidel, 1991, Buch VII, Kap.1, 1028b, S.7

²⁸ Aristoteles' Metaphysik, Bücher I – VI, Hrsg. Horst Seidel, 1989, Buch V, Kap.17, 1022a, S.231

²⁹ Anzenbacher, Arno, Einführung in die Philosophie, 1999, S.62

Seienden. Mit Blick auf die inneren Ursachen für das Hervorkommen eines Seienden ins Sein, nennt Aristoteles die passive Potenz Stoff, bzw. Materie. Die Materie ist eine nicht-empirisches, von der seinsphilosophischen Überlegung gefordertes *Prinzip unbestimmter Bestimmbarkeit, ein Substrat, das den Akt der substanziellen Form in sich aufnimmt*³⁰ und so das Werden und Entstehen einer Substanz ermöglicht. Da die Materie ihre substanzielle „Formung“ nicht selbst hervorbringen kann, diese ihr vielmehr von einer Wirkursache mitgeteilt werden muss, weil also keine Substanz Ursache ihrer selbst sein kann, ergibt sich ein kosmologisches Kontingenzargument für eine notwendig existierende, immaterielle und göttliche Ursubstanz, die reines Aktuellsein, reine Form ist. Sie kommt ohne Stoffprinzip aus, weil sie von keiner anderen Substanz ihr Wirklichsein aufgeprägt bekommt. Aristoteles denkt sie in ihrem Formsein bestimmt als *ewig tätiges Geist-Leben*³¹, als Erkennen des Erkennens. *Das (göttliche) Erkennen erkennt sich selbst im Ergreifen des Erkennbaren. Denn indem es seinen Gegenstand berührt und erkennt, wird es sich selbst erkennbar, so dass Erkennen und Erkanntes dasselbe ist (...) So verhält es sich in ihm. Und Leben wohnt in ihm, denn der Aktvollzug an sich ist sein vollkommenstes, ewiges Leben.*³² *Das göttliche Erkennen ist der seinsmäßige Ineinsfall von Subjekt und Objekt, (...) in derselben Wirklichkeit der einen immateriellen, göttlichen Substanz.*³³

Als unbewegter Bewegter – das lehrt ein weiteres, das kosmologische Bewegungsargument – stößt Gott die Dynamik der Welt des Werdens und Vergehens nicht an, sondern hält sie als Zielursache in Gang, ohne von ihr beeinflusst zu werden – mit der passiven Potenz fehlt ihm ja die Möglichkeit der Veränderbarkeit – und ohne verändernd in sie einzugreifen. *Als reiner und vollkommener, unendlicher Akt des Bei-sich-Seins in Erkennen und Wollen ist sich das Absolute selbst genug. Es bedarf nicht des Endlichen. Das Endliche vollendet das Absolute nicht, denn dieses ist schon reiner Akt des Seins selbst.*³⁴ Die immaterielle göttliche Substanz ist kein Schöpfergott, keine Person und steht der Welt fremd und desinteressiert gegenüber.

³⁰ Ebd., S.70

³¹ Spierling, Volker, Kleine Geschichte der Philosophie, 2007, S. 66

³² Aristoteles, Metaphysik, Übersetzt von H. Bonitz, 1966, Buch XII, 7, 1072b

³³ Aristoteles' Metaphysik, Bücher VII – XIV, Hrsg. Horst Seidel, 1991, Kommentar zu Buch XII, 7, 1072b, S. 567 f

³⁴ Anzenbacher, Einführung in die Philosophie, 1999, S.331

2.2. Die göttliche Substanz als die einzig wahre Einheit

Die Seele hat zwei Augen, ein inneres (nach innen gewendetes, Anm. Manstetten³⁵) und ein äußeres (nach außen gewendetes, Anm. Man.), sagt Eckhart in einer seiner Predigten. Das innere Auge der Seele ist jenes, das in das Sein schaut und sein Sein ganz unmittelbar von Gott empfängt: Dies (das Empfangen, Anm. Man.) ist sein ihm eigenes Werk. Das äußere Auge der Seele ist jenes, das da allen Kreaturen zugewandt ist und sie in bildhafter Weise und in der Wirklichkeit einer Kraft wahrnimmt.³⁶ Die bildhafte Wahrnehmungsweise erkennt die Wirklichkeit und ihre Kreaturen mit Hilfe besonderer Erkenntnisformen bzw. Erkenntniskategorien. Sie zeigt uns, was es mit der Wirklichkeit auf sich hat, wenn wir sie mit dem äußeren Auge besehen, sie aus einer Erkenntnishaltung heraus analysieren, die mit Aristoteles zur traditionellen Erkenntnishaltung der abendländischen Philosophie geworden ist. In eine gänzlich andere Erkenntnishaltung, in eine, die das Sehen mit dem inneren Auge ermöglicht, versetzt die *Unio mystica*, die Gottesgeburt in der Seele. Was wir in dieser Haltung erkennen, wird uns lehren, dass Gott die Kategorien als Urbilder in sich trägt, sich mit ihrer Hilfe aber nicht als eine Substanz fassen lässt, die sich von anderen Substanzen unterscheidet. Kleine Meister lehren in der Schule, alle Wesen seien geteilt in zehn Seinsweisen, und diese sprechen sie sämtlich Gott ab. Keine dieser Seinsweisen berührt Gott, aber – so fügt Eckhart hinzu – er ermangelt auch keiner von ihnen. Die erste, die am meisten Sein besitzt, in der alle Dinge ihre Sein empfangen, das ist die Substanz; und die letzte, die am allerwenigsten Sein enthält, die heißt Relation, und die ist in Gott dem Allergrößten, das am meisten Sein besitzt, gleich: sie haben ein gleiches Urbild in Gott.³⁷ In Gott sind die Kategorien Unterschiede, die keinen Unterschied zu irgend einer anderen Substanz bedingen, sie gewähren lediglich Unterschiedenheit ohne Unterschied. Doch was heißt das genau, was kann Eckhart damit meinen?

Der mit Gott vereinte Mensch wird fühlen und erkennen, dass alles „Eins“ ist, dass alle Einheiten, alle selbständigen Substanzen in Wahrheit nur eine Einheit, eine selbständige Substanz sind. *...wer nämlich Zweiheit oder Unterschiedenheit sieht, der sieht Gott nicht, denn Gott ist Einer außerhalb aller Zahl und über aller Zahl und fällt mit nichts in Eins zusammen.*³⁸ Gott ist eine Einheit, die mit nichts, d.h. mit keiner

³⁵ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S. 357

³⁶ DPT, S. 203

³⁷ DPT, S.196

³⁸ Meister Eckhart, *Die deutschen und lateinischen Werke*, LW II, *Expositio libri Exodi*, 66

anderen Einheit zu einer höheren bzw. übergeordneten Einheit zusammengefasst werden kann, weil er als Einheit alle anderen Einheiten umschließt. Er ist die einzig wahre Einheit, er ist die Einheit schlechthin. Einheiten lassen sich in „normaler“ Erkenntnishaltung nur ausmachen, indem wir sie von anderen Einheiten abgrenzen. Einheit setzt Zweiheit oder Vielheit voraus. Anders ist es bei der göttlichen All-Einheit. Weil sie als allumfassende Einheit die in Wahrheit einzige Einheit ist, ist sie eine Einheit, die sich nicht mehr dadurch bestimmen lässt, dass man sie von anderen Einheiten unterscheidet. *Man muss also wissen, dass das Eine dasselbe bedeutet wie das Ununterschiedene.*³⁹

Auch Eckharts Gedanken zur Kategorie der „Relation“ bestätigen die göttliche Ununterschiedenheit. Anders als die übrigen Kategorien, sagt Eckhart, benötigt die Relation, um sie von einer Sache aussagen zu können, eine zweite Substanz, ein Gegenüber. *Die Beziehung allein empfängt ihre Gattung als Kategorie weder von ihrem Träger noch durch ihre Hinordnung zu ihrem Träger, vielmehr durch ihre Hinordnung zu dem, was dem Träger gegenübersteht.*⁴⁰

Denken sie an die systemische Psychotherapie oder an die Ökologie, um sich diesen Sachverhalt unseres Weltzugangs mit dem äußern Auge zu veranschaulichen: Therapeuten fragen nach der Mutter, dem Vater und den anderen Familienmitgliedern, um verstehen zu lernen, wer ihr Patient ist. Ähnlich gehen die Ökologen vor. Um zu begreifen, welche Überlebensstrategien und Verhaltensmuster ein Lebewesen hat, ist es unumgänglich, danach zu fragen, in welchen Beziehungen es zu seiner Umwelt steht. Um vollständig sagen zu können, was etwas ist, müssen wir immer auch sagen, in welchen Relationen zu anderem Seienden es steht. Anders jedoch bei Gott, der in Wahrheit einzigen Substanz. *Die Relation bleibt gänzlich im Bereich des Göttlichen*, wird Eckhart in unmittelbarem Zusammenhang mit dem zuletzt genannten Zitat sagen⁴¹. Gott braucht keine anderen Substanzen, um vollständig beschrieben zu werden. Er braucht keine anderen Substanzen um vollständig der zu sein, der er ist.

Gott ist also keine, wenn auch ausgezeichnete Einheit unter einer Vielheit von Einheiten, sondern er allein ist die Substanz, die wahrhaft Einheit genannt werden darf. Weil alle Kategorien, auch die, mit deren Hilfe man die Beziehung unterschiedener Substanzen feststellt, gänzlich in Gott verbleiben, hat dies zur Folge, dass *ein*

³⁹ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW II, Expositio libri Sapientiae, 482,4

⁴⁰ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW II, Expositio libri Exodi, 69,16,f, zitiert nach Manstetten, S.202

⁴¹ Ebd., 69,4 f, vgl. Manstetten, S.201

schlechthin Eines, „das Eine“, das eins ist aufgrund einer unhintergehbaren Einheit, nicht „dieses“ oder „jenes Eine“, (...) ununterschieden sein (muss, Anm.d.V.), da seine Einheit sich andernfalls einer vorgängigen Zweiheit oder Vielheit verdanken würde⁴².

Mit diesem Denkansatz Eckharts ist ein erster wichtiger Unterschied zur aristotelischen Substanzmetaphysik markiert: Wer die Wahrheit erkennt, versteht, dass es nur eine Substanz gibt. In Gott sind die Substanzen, die der menschliche Geist wie selbstverständlich unterscheidet, keine wirklich unterschiedenen Substanzen. Diese Einsichten sind gesprochen aus einer Perspektive, die die gewöhnliche menschliche Erkenntnisperspektive hinter sich gelassen hat. Es ist die Perspektive der *Unio mystica*, letztlich die göttliche Perspektive selbst, die eingenommen werden muss, will man einsehen, was Eckhart zu vermitteln versucht.

Diese Perspektive führt jedoch nicht nur zu einem neuen Verständnis der Kategorien-, sondern auch der Transzendentalienlehre. Transzendentalien sind – wie die Kategorien auch – Prädikate, mit denen wir das, was ist, bezeichnen. Im Gegensatz zu den Kategorien sind Transzendentalien jedoch keine univoken, d.h. keine eindeutigen Begriffe, mit denen wir die eine von der anderen Substanz eindeutig unterscheiden können, sondern Begriffe, mit denen man nicht eindeutig unterscheiden kann, weil sich mit ihnen alles bezeichnen lässt. Die wichtigste Transzendentalie ist die Bezeichnung „Seiendes“. Von allem lässt sich sagen, es ist. Das Prädikat „Seiendes“ ist also mehrdeutig. Jedoch ist es nicht zufällig mehrdeutig, wie etwa die Begriffe „Bank“ oder „Strauß“ mehrdeutig sind. Wenn ich von einer nicht-zufälligen Mehrdeutigkeit rede, so meint das, dass die Begriffe nicht zufällig gleichgestaltig sind, sondern auf Grund bestimmter Beziehungen und Verhältnisse in denen die Dinge, die mit ihnen bezeichnet werden, zueinander stehen. Damit ist gesagt: Die Mehrdeutigkeit der Transzendentalien hat einen systematischen Sinn. Die Transzendentalien bezeichnen primär die Substanz und sekundär (d.h. von der Substanz her und auf die Substanz hin) die akzidentiellen Kategorien. Aristoteles erläutert diesen Sachverhalt in einem seiner berühmtesten Zitate: *Das Seiende wird in mehrfacher Bedeutung ausgesagt, aber immer in Beziehung auf Eines und auf eine einzige Natur und nicht nach bloßer Namensgleichheit (homonym); sondern wie alles, was gesund genannt wird, auf die Gesundheit hin ausgesagt wird, indem es dieselbe erhält oder hervorbringt, oder ein Anzeichen derselben, oder sie anzunehmen fähig ist, (...) ebenso wird auch das Seiende zwar in vielfacher Bedeutung ausgesagt, aber*

⁴² Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S.216



K. Scherzinger

Wirtshausschild als „Selbstanzeige des Weins“

de) Kranz, der nichts vom Wein in sich hat, den Wein.⁴⁴ In der eckhartschen bekommen diese Worte eine andere Bedeutung wie in der aristotelischen Lesart. Josef Koch, für den die Analogielehre den *Angelpunkt des Eckhartschen Denkens bildet*, ordnet diesen Bedeutungswandel philosophiesystematisch ein, wenn er andeutet, dass Eckhart die Lehre von der *analogia entis*, die einen Wesensbestandteil der von Aristoteles grundgelegten, aber erst von Thomas ausgebildeten *Seinsmetaphysik* ist und die der *Einheitsmetaphysik der Neuplatoniker* (eigentlich, Anm.d.V.) fremd ist, neuplatonisch umdeutet.⁴⁵ Was heißt das?

Weil Eckhart in Wahrheit nur eine, die göttliche Substanz kennt, verwendet er die Transzendentalienlehre, die ausgearbeitet wurde, um eine Welt mit vielen Substanzen intellektuell zu durchdringen, zur Erfassung innersubstanzieller Beziehungen. Das berühmte Gesundheitsbeispiel etwa, das in der aristotelischen und thomasi-schen Metaphysik dazu dient, Verhältnisse in einer Welt mit vielen selbständig seienden Substanzen zu beschreiben, kann jetzt dazu verwendet werden, um das Verhältnis von nur vermeintlich vielen Substanzen, bzw. Einheiten zu der einen wahren Substanz, bzw. Einheit zu beschreiben. Wenn wir das für das Wein- bzw. Weinkranzbeispiel, mit dem Eckhart das Gesundheitsbeispiel bereichert, einmal durch-

doch alles in Beziehung auf ein Prinzip (die Substanz, Anm.d.V.).⁴³ Den hier aufgewiesenen Typ der nicht-zufälligen Mehrdeutigkeit nennt man auch Analogie, genauer Propositionsanalogie. Eckhart knüpft scheinbar bruchlos an die aristotelische Lehre von der Analogie des Seienden (*analogia entis*) an, wenn er sagt: *Eine und dieselbe Gesundheit, die im Sinnenwesen ist, sie – und keine andere – ist in der Speise und im Harn, und zwar so, dass von der Gesundheit ganz und gar nichts in der Speise und im Harn ist, nicht mehr als im Stein, sondern deshalb heißt der Harn gesund, weil er jene eine Gesundheit, welche im Sinnenwesen ist, anzeigt, wie der (am Wirtshaus aushängende) Kranz, der nichts vom Wein in sich hat, den Wein.*⁴⁴

In der eckhartschen bekommen diese Worte eine andere Bedeutung wie in der aristotelischen Lesart. Josef Koch, für den die Analogielehre den *Angelpunkt des Eckhartschen Denkens bildet*, ordnet diesen Bedeutungswandel philosophiesystematisch ein, wenn er andeutet, dass Eckhart die Lehre von der *analogia entis*, die einen Wesensbestandteil der von Aristoteles grundgelegten, aber erst von Thomas ausgebildeten *Seinsmetaphysik* ist und die der *Einheitsmetaphysik der Neuplatoniker* (eigentlich, Anm.d.V.) fremd ist, neuplatonisch umdeutet.⁴⁵ Was heißt das?

Weil Eckhart in Wahrheit nur eine, die göttliche Substanz kennt, verwendet er die Transzendentalienlehre, die ausgearbeitet wurde, um eine Welt mit vielen Substanzen intellektuell zu durchdringen, zur Erfassung innersubstanzieller Beziehungen. Das berühmte Gesundheitsbeispiel etwa, das in der aristotelischen und thomasi-schen Metaphysik dazu dient, Verhältnisse in einer Welt mit vielen selbständig seienden Substanzen zu beschreiben, kann jetzt dazu verwendet werden, um das Verhältnis von nur vermeintlich vielen Substanzen, bzw. Einheiten zu der einen wahren Substanz, bzw. Einheit zu beschreiben. Wenn wir das für das Wein- bzw. Weinkranzbeispiel, mit dem Eckhart das Gesundheitsbeispiel bereichert, einmal durch-

⁴³ Aristoteles' Metaphysik, Bücher I – VI, Hrsg. Horst Seidel, 1989, Buch IV, Kap.1, 1003a, S.123 f.

⁴⁴ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW II, In Eccli, 280,8f

⁴⁵ Koch, Josef, Zur Analogielehre Meister Eckharts. In: Josef Koch, Kleine Schriften. Bd.1 Rom 1973, S.369 f.

exerzieren, so können wir mit Blick auf die Transzendentalie „Einheit“ sagen: Wer glaubt, das, was wahre Einheit ist, im Einzelding zu finden, der ist wie jemand der am Wirtshausschild knabbert, wenn er wissen will, was Wein ist, statt in die Taverne zu gehen, um ihn zu trinken. In diesem Beispiel steht der Wein für die wahre Einheit bzw. Substanz und das Wirtshausschild (Weinkranz) für eine nur vermeintlich wahre Einheit bzw. Substanz. Damit ist impliziert, dass das Wirtshausschild (als Einheit gesehen) in dem, was es ist, ganz vom Wein her ist. Sein Hängen über der Wirtshaustür, seine feierlich schmucke Verzierung, letztlich sein ganzes Sein verdankt sich dem Wein in der Taverne. Es ist in Wahrheit nur Zeichen für den Wein, die wahre Einheit. Der Wein ist – wenn man so sagen darf – im Modus der Selbstanzeige in ihm. Aber es ist nicht nur so, dass das Wirtshausschild in dem, was und wie es ist, ganz vom Wein her ist, sondern es ist auch ganz auf den Wein hin. Es animiert zum Trinken. Es zeigt auf den noch ungetrunkenen Wein. Das Wirtshausschild ist von sich aus, aus sich heraus, nichts. Es ist vom Wein (der wahren Einheit) her und auf ihn hin, alles.

So wie es mit dem Wirtshausschild ist, ist es mit allem vermeintlich selbständigen Seienden. Es zehrt von der wahren Einheit, aus der es kommt und hungert nach der wahren Einheit, auf die es hinweist. *Was zu einem anderen in einem analogen Verhältnis steht, sagt Eckhart, in dem schlägt nichts von der Form, auf der dieses Verhältnis beruht, seinsmäßig eine Wurzel. Nun aber steht alles geschaffene Seiende nach Sein (d.h. im Hinblick auf ihr Einheit-sein, Anm. d. V.)... zu Gott in analogem Verhältnis. Also hat alles geschaffene Seiende in Gott, nicht in sich als geschaffenen Seienden, Sein (d.h. Einheitsein, Anm. d. V.) ... seinsmäßig und wurzelhaft. Und so zehrt es immer von Gott, insofern es hervorgebracht und geschaffen ist, hungert jedoch immer nach ihm, weil es nie aus sich ist, sondern immer von einem anderen.*⁴⁶ Es ist letztlich immer Gott, der – indem er die Unterschiede ist, die er aus sich (in sich) entlässt – von sich zehrt und – indem er die unterschiedslose Einheit aller Unterschiede ist – zu sich strebt, nach sich hungert. Wenn wir uns – wie meist – als selbständig Seiende wännen, spüren wir dieses göttliche Zehren und Hungern als menschlichen Drang nach Glück und Sinn, als Eros im weitesten Sinne, als Sehnsucht. Je mehr wir diese Sehnsucht zu stillen suchen, indem wir unser Wollen an die Einheiten der Welt haften, umso größer wird sie. Manstetten hat in seinem Eckhartbuch einige Zeilen aus Novalis Hymne angeführt, die die unzertrennbare Verbundenheit der vorübergehenden „Sättigung“ und des dadurch nur neu sich entfachenden „Hungerns“ im menschlichen Trachten auf wunderschöne Weise zum

⁴⁶ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW II, In Eccli, 282,1f

Ausdruck bringt: *Nie endet das süße Mahl, / Nie sättigt die Liebe sich / ... / Durstiger und hungriger / Wird das Herz: / Und so währt der Liebe Genuß / Von Ewigkeit zu Ewigkeit. / Hätten die Nüchternen / Einmal gekostet, / Alles verließen sie, / Und setzten sich zu uns / An den Tisch der Sehnsucht, / Der nie leer wird.*⁴⁷

2.3. Die göttliche Substanz als Geisteskraft entfaltet sich zur Welt...

Zu Eckharts Verknüpfung der göttlichen Einheit mit seiner Ununterschiedenheit schreibt Manstetten: Die Identifikation des Einen, das traditionell als Wesensmerkmal Gottes angesehen wird, mit dem *indistinctum*, ist eine originäre Leistung Eckharts.⁴⁸ Sie wird es ihm erlauben, die göttliche Substanz als Person und Schöpfergott zu deuten und eine pantheistische Fassung des Verhältnisses von Gott und Schöpfung zu entwickeln.

Eckhart zitiert einmal Johannes von Damaskus mit den Worten: *Gott ist nämlich ein Meer unbegrenzter, ununterschiedener Substanz.*⁴⁹ Ähnlich wie Aristoteles bestimmt Eckhart das Wesen dieser Substanz als höchste geistige Tätigkeit, als Tätigkeit eines höchsten Vernunft- bzw. Einsichtsvermögens (*intellectus, nous*), als Erkennen des Erkennens. Geistiges Erkennen ist immer *subjekthaftes, ichhaftes, selbstbewusstes Erkennen*. *Es ist in allem, was es erkennt, immer zugleich bei sich selbst und kann darum immer reflektierend auf sich zurückkommen. ... Geistiges Erkennen ist wesentlich auf ein identisches Ich bezogen. Dieses Ich ist die identische, sich wissende Einheit im Fluß der Erkenntnisse bzw. Vorstellungen. Es synthetisiert diesen Fluß und gibt ihm Zusammenhang. Es geht im Strömen des ... Erlebens nicht auf, sondern ist stehendes Jetzt im Strom.*⁵⁰ Als geistiges Selbsterkennen kommt die göttliche Substanz erkennend auf sich zurück und erkennt sich als die All-Einheit, die die vielen vermeintlich selbständigen Substanzen der Welt umfasst. Ständig angetrieben wird dieser innergöttliche Selbsterkenntnisprozess durch den göttlichen Geist insofern er eine aktive Potenz, eine Erkenntnis- bzw. Unterscheidungskraft ist. Die Unterschiede ohne Unterschied, die zunächst ununterschiedene Unterschiede ohne Unterschied sind, werden mit Hilfe dieser aktiven Potenz unterschieden. Was namenlos verborgen war, wird durch diese Kraft freigelegt, wird als

⁴⁷ Novalis, Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs, zitiert nach Manstetten, S. 302

⁴⁸ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S.216

⁴⁹ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW II, In Sap., 490.9f, zitiert nach Manstetten, S.217

⁵⁰ Anzenbacher, Arno, Einführung in die Philosophie, 1999, S. 118

Unterschied ohne Unterschied gesetzt. *Ja, die Eigenart der Einheit des Seins wird erst in der Relationen stiftenden Manifestation der Unterscheidung deutlich als das, was sie ist.... Dass das Sein das Sein ist, zeigt sich nämlich erst, indem es aus sich alle Unterscheidungen entlässt, ohne dabei selbst unterschieden zu werden.*⁵¹

Gott bricht aus sich heraus zu sich auf, so können wir sagen. Wäre sein Geist als Unterscheidungskraft jedoch nur die aktive Potenz zur Unterscheidung, so würde dieser Aufbruch kein Ziel finden. Gott würde die Erkenntnisformen, die er sich bereitstellt, nicht erkennen. Er würde die Worte, die er sich (aus seinem namenlosen Grund her) zuspricht, nicht hören. Sie würden in der Unendlichkeit seines Substanzseins verhallen, wäre sein Geistsein als Unterscheidungskraft nicht zugleich auch eine passive Potenz der Empfänglichkeit. Um empfangen zu können, darf der Intellectus als passive Potenz nichts von dem sein, was er als aktive Potenz unterscheidet. *Der Intellekt als Intellekt ist nichts von dem, was er erkennt, sondern muss unvermischt sein, und darf mit nichts irgend etwas gemein haben, damit er alles erkennt.*⁵² *Der Intellekt ist reine Empfänglichkeit. Dies ist das, was Gott wesenhaft zu einem Vernünftigen macht, der die lautere bloße Kraft „intellectus“ ist, was die Meister als ein Empfängliches bezeichnen.*⁵³ Als „bloße“ Kraft, als Kraft, die von allen Bestimmungen frei ist, ist der intellectus ein Prinzip der völlig unbestimmten Bestimmbarkeit und damit ein innersubstanzielles Stoff- bzw. Materieprinzip. Indem er ermöglicht, dass die Erkenntnis ins Ziel kommt und die Unterschiede als Unterschiede ohne Unterschied erkannt werden, ermöglicht er, dass sie als reale und scheinbar selbständige Dinge, bzw. Substanzen erschaffen werden.

Wenn wir den nicht-empirischen Kraftbegriff, wie er in der göttlichen Substanz, insofern sie eine passive Geisteskraft ist, gedacht wird, mit dem empirischen Energiebegriff der modernen Physik gleichsetzen, wird deutlich, wie leicht sich Eckharts Lehre in die Nähe moderner Kosmologien rücken lässt. Energie ist Materie und Materie ist nichts anderes als Energie, die sich gemäß bestimmter Strukturvorgaben zu Atomen, Molekülen und Leben bündeln, strukturierte und entwickelt. Nur weil es Energie gibt, gibt es die Möglichkeit, dass Ordnungsprinzipien, Formen, Strukturen etwas ordnen, formen und strukturieren.

Creatio ex nihilo gilt auch für Eckhart. Doch das „nihil“, das „Nichts“ ist nichts, was sich außerhalb Gottes finden lässt. Im Prolog zu seinem Genesiskommentar heißt

⁵¹ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S.211

⁵² Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW V, Quaest. Par. II, 50,1-3, zitiert nach Manstetten, S.233

⁵³ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, DW III, Pr. 67; 133,3 f, zitiert nach Manstetten, S.235

es: *Man darf sich also nicht die falsche Vorstellung machen, als hätte Gott die Geschöpfe (aus sich heraus) geworfen oder als hätte er außerhalb seiner in einer Art Unendlichkeit oder Leeren geschaffen.*⁵⁴ Und im Kommentar zum Buch der Weisheit sagt er: *Man darf es sich nämlich nicht so vorstellen, wie die meisten wähnen, als hätte Gott außerhalb seiner und von sich her, nicht aber in sich alles geschaffen oder hervorgebracht; vielmehr hat er alles von sich her und in sich geschaffen.*⁵⁵ Er ist selbst das Nichts, in das hinein er sich erzeugt, in das hinein er sich als Welt erschafft, um sich als die Einheit zu erkennen, die alles Geschaffene umfängt. Dieser Schöpfungs- und zugleich Erkenntnisprozess ist eine rein in sich bleibende Bewegung des Meeres der göttlichen Substanz. Es ist eine Bewegung im ständigen Werden. In einer niemals ruhenden Dynamik läuft die göttliche Substanz auf sich zu und empfängt sich. Sie erzeugt Wogen und Wellen, wirft sich auf und bettet sich doch immer wieder in sich zurück.

Mit Hilfe einer Zeile aus den Psalmen erläutert Eckhart das Verhältnis Gottes zu seiner Schöpfung mit Blick auf das Sehen mit dem inneren und dem äußeren Auge: *Der Prophet spricht: „Gott sprach Eines, und ich hörte Zwei“ (Ps.61,12). Das ist wahr: Gott sprach stets nur Eines. Sein Spruch ist nur einer. In diesem einen Spruche spricht er seinen Sohn und zugleich den Heiligen Geist und alle Kreaturen, und es gibt (doch) nur einen Spruch in Gott. Der Prophet aber sagt: „Ich hörte Zwei“, das heißt: Ich vernahm Gott und Kreatur. Da, wo Gott es (= die Kreaturen) spricht, da ist es Gott; hier (= in Raum und Zeit) aber ist es Kreatur.*⁵⁶ Gott und seine Schöpfung, die „Zwei“, die das „normale“ menschliche Erkennen erkennt, sind dann, wenn das menschliche Erkennen zur wahren Erkenntnis durchgebrochen ist, nur „Eins“.

Es zeigt sich, dass Eckhart – will er von seinen höchsten Einsichten künden – in eine Sprechweise verfällt, die sich paradoxer Sätze bedient. Der Grund dafür hat mit diesen höchsten Einsichten selbst zu tun. *Paradoxie heißt in der Logik ein zunächst nicht einleuchtender Satz, der doch eine Wahrheit, wider Erwarten, aussagt. In der antiken Logik ist Paradoxie eine, besonders hinsichtlich Richtigkeit und Falschheit, vieldeutige Behauptung.*⁵⁷ Eckhart will uns lehren, dass das, was unser natürliches Einsichtsvermögen als richtig erkennt, aus der Sicht Gottes nicht richtig ist. Auf

⁵⁴ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW I, Prol. Gen.; 161,10-12, zitiert nach Manstetten, S.320

⁵⁵ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW II, In Sap.; 459,1f., zitiert nach Manstetten, S. 320

⁵⁶ DPT, S.357, zitiert nach Manstetten, S.174

⁵⁷ Philosophisches Wörterbuch, Hrsg. G. Schischkoff, 1982, S.512

diese Weise lassen sich zwei widersprüchliche Wahrheiten in einer Sache vereint denken. Um Eckharts Lehre zu verstehen, sollte man sie betrachten, wie ein Wackel- bzw. Kippbild. Wie dieses, so zeigt auch die Erfahrungswirklichkeit – befragt man sie nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit – zwei Wahrheiten, je nachdem, ob wir sie aus dem Blickwinkel des Menschen und seiner natürlichen Verstandeskräfte oder aus dem Blickwinkel Gottes betrachten.

Das äußere Auge erkennt das Seiende mit Hilfe der aristotelischen Kategorien als Natur, das innere Auge erkennt die Natur als Schöpfung, die als Manifestation einer stetigen göttlichen Selbsterkenntnisbestrebung zu werten ist und sich substanziiell nicht von Gott unterscheidet. *Gott und Schöpfung, so Manstetten über Eckhart, sind also unterschieden als Substanz und als auf die Substanz bezogenes oppositum, dem von sich her keine Substantialität zukommt.*⁵⁸

2.4. ...und bringt sich im Menschen als Person hervor.

Die innersubstanziiell in Gang gehaltene Schöpfungsbewegung ist eine Erkenntnisbewegung. Mit der göttlichen Selbsterkenntnis und Selbstbejahung kommt sie ins Ziel. *Ego sum qui sum* spricht der Herr zu Moses⁵⁹. Eckhart interpretiert diese Stelle in seinem Exoduskommentar. Im „Ich bin...“, so können wir seine Auffassung sinngemäß wiedergeben, erkennt sich die göttliche Substanz in ihrer Reinheit und Einheit als Selbst. „Ich bin...“ meint: Ich bin es selbst, ich bin das Selbst dieses Substanz-Seins. *Denn Gottes Substanz ist nicht nur reine Unbestimmbarkeit und ununterschiedene Unendlichkeit, sondern ist Unbestimmtheit und Unendlichkeit derart, dass sie sich selbst zur Person bestimmt und mitteilt. Es ist diese von Eckhart ausdrücklich vollzogene Gleichsetzung von Ich und reiner Substanz, die seine Lehre von der Substanz deutlich gegenüber Aristoteles abhebt.*⁶⁰ Doch wieso wird das „Ich bin...“ im „...der ich bin“ wiederholt und verdoppelt? Man muss Manstetten zupflichten, wenn er nahe legt, dass damit die oben schon erwähnte Dynamik angezeigt wird, mit der sich das „Ich bin...“ dazu antreibt, die Bewegung der göttlichen Selbstaffirmation immer wieder neu aber auch immer wieder anders zu beginnen. Mit jedem Ding singt der Herr das Lied seiner Selbstbejahung, in jedem Teil seiner Schöpfung spiegelt er sich als die Einheit, die er ist, wieder. Ich bin, der

⁵⁸ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S.203

⁵⁹ Exodus, 3,13

⁶⁰ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S.245

ich (als Erde, als Pflanze, als Tier usw., immer wieder mich in meiner Selbstbestätigung wiederholend) bin. *Drittens ist zu bemerken, dass die Wiederholung, dass er (nämlich) zweimal („Sein“) sagt (wenn er sagt): „ich bin, der ich bin“ die Reinheit der Bejahung ... anzeigt; wiederum zeigt sie an eine Art zurückspiegelnder Umkehr des Seins in sich hinein und auf sich selbst ... ferner aber eine Art Aufwallen oder Gebä- rung seiner selbst – in sich selbst brausend und in sich selbst und auf sich selbst flie- ßend und wallend ist es, Licht ist es, das im Licht und in das Licht hinein sich mit allem, was es ist, sich als alles, was es ist, durchdringt und sich selbst von allen Sei- ten mit allem, was es ist, zu sich selbst umkehrt und zurückstrahlt, nach dem Wort des Weisen: „Die Einheit zeugt – oder zeugte – die Einheit und in sich selbst hinein spiegelte sie ihre Liebe – oder ihre Glut – zurück“. Daher heißt es (Joh. 1,4): „In ihm war das Leben“. Leben bedeutet nämlich eine Art Überquellen, wodurch etwas in sich selbst anschwellend sich zuerst ganz in sich selber ergießt mit allem, was es ist, nämlich mit jedem seiner Teile in jeden seiner Teile,...*⁶¹

Eckhart – und das ist ein letzter wichtiger Unterschied zu Aristoteles – bindet den Menschen in die Schöpfungs- und Erkenntnisbewegung der göttlichen Selbstaffir- mation ein. Dass die vielen, vermeintlich selbständig seienden Dinge, die die menschliche Erkenntnis beim Betrachten der Schöpfung erkennt, in Wahrheit keine selbständig substanziellen Einheiten sind, wurde oben gesagt. Das gilt selbst- verständlich auch für den Menschen selbst. Auch er ist ein aus Gott entlassener Unterschied, der sich – wird die Wahrheit erkannt – von ihm nicht unterscheidet. Als Unterschied, der sich selbst als eine vermeintlich selbständige und von Gott unterschiedene Substanz begreift, ist dieser Unterschied Mensch, als Unterschied jedoch, der im Moment der Unio mystica erfährt, dass sein Substanz-Sein in die ein- zig göttliche Substanz eingeschmolzen ist, ist er unterschiedslos Gott. Das Selbst- verständnis, das sich vor diesem metaphysischen Hintergrund als einzig wahres Selbstverständnis des Menschen ausweisen kann, versteht sein Selbst als mögliches Selbst Gottes, als möglichen „Geburtsort“ des göttlichen Selbst.

Die Eckhartsche Substanzmetaphysik denkt den Menschen als den Bereich inner- halb der göttlichen Substanz, in dem die passive Empfängnispotenz des göttlichen Intellekts erkennt, dass die vielen Unterscheidungen, die er als aktive Potenz aus sei- nem zunächst völlig unbestimmten und ununterschiedenen Substanzsein entlassen hat, gänzlich in diesem Substanzsein verbleiben. Die Erkenntnisbewegung, die zu dieser Einsicht führt, durchwirkt die ganze Schöpfung. Die Schöpfung ist diese

Erkenntnisbewegung. Mit dem Menschen kommt sie ins Ziel: In dieser Bewegung und als diese Bewegung strömt das Sprechen Gottes in die Welt und strömen die Dinge zurück zu Gott. In diesem Strömen gibt es nur ein umfassendes Bewusstsein, ohne dass dem Menschen, der von diesem Strömen umfassen ist, ein Sonderbewusstsein zukäme⁶².

Wird dieses Sonderbewusstsein allerdings ausgebildet – und wie man Eckhart verstehen darf ist das der „Normalfall“ – bleibt das Zurückströmen und damit das umfassende göttliche Selbstbewusstsein aus. Wann immer Eckhart von Sünde spricht – etwa in seiner zweiten Genesisauslegung – hat dies zu tun mit dem Festhalten an einer Erkenntnishaltung, die sich nach außen wendet, um sich nach innen zu verschließen. *Der Sündenfall ist für Eckhart gleichbedeutend mit der Fixierung des Bewusstseins auf eine Ausrichtung nach außen und dem Verschließen des inneren Auges und damit der Tiefendimension des Erkennens im intellectus.*⁶³

Die Geburt des göttlichen „Ich“ in der Einsicht des „Ich bin“ kann nur in den bewusstseins- und erkenntnisfähigen Teilen der göttlichen Schöpfung, im Menschen also, geschehen. Dies jedoch nur, wenn die menschliche Erkenntnisfähigkeit eine Art Vollkommenheitsstatus erreicht hat. *Denn, was ich hier sage, das soll man mit Bezug auf einen guten, vollkommenen Menschen verstehen, der auf Gottes Wegen gewandelt ist und noch wandelt, nicht aber mit Bezug auf einen natürlichen, ungeübten Menschen, denn der ist völlig fernab und nichts wissend von dieser Geburt.*⁶⁴ Um „vollkommen“ zu werden, muss sich die menschliche Erkenntnisfähigkeit von einer Haltung lösen, die stets nur ein menschliches „Ich“ gebären kann. *Dasselbe Erkennen, in dem sich Gott selbst erkennt, das ist eines jeden losgelösten Geistes Erkennen und kein anderes.*⁶⁵ Sie muss ganz „lauter“, d.h., rein und klar sich halten und sich ihres Adels besinnen: *Deshalb muss sich die Seele, in der die Geburt geschehen soll, ganz lauter halten und ganz adlig leben und ganz gesammelt und ganz innerlich, nicht auslaufen durch die fünf Sinne in die Mannigfaltigkeit der Kreaturen: „da“ ist seine (Gottes, Anm. d. V.) Stätte, alles Mindere widerstrebt ihm.*⁶⁶

„Losgelöstheit“ und „Lauterkeit“ ermöglichen das Sehen mit dem inneren Auge. Der „losgelöste“ und auf diese Weise für die göttliche Selbstgeburt bereit gewordene Mensch erfährt sein Selbst als ein gewandeltes, als göttliches Selbst. *Wir werden*

⁶² Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S.413 f.

⁶³ Ebd., S. 408

⁶⁴ DPT, S. 415

⁶⁵ DPT, S. 201

⁶⁶ DPT, S. 415

völlig in Gott umgeformt und ihn verwandelt; ... so werden wir in ihn verwandelt, dass er selbst mich hervorbringt als sein Sein als eines nicht (etwa nur) als gleiches; beim lebendigen Gott ist es wahr, dass da kein Unterschied besteht.⁶⁷ Der Mensch wird zum Sohn Gottes: *Wollt ihr Gott erkennen, so müsst ihr dem Sohn nicht allein gleich sein, sondern ihr müsst der Sohn selber sein.*⁶⁸ Eckhart sagt weiter: *Denn wenig bedeutet es mir, dass das Wort für die Menschen Fleisch wurde in Christus, jener von mir verschiedenen Person, wenn es nicht auch in mir persönlich Fleisch würde, damit auch ich Gottes Sohn wäre.*⁶⁹ Im Menschen, der zum Sohn geworden ist, erkennt und fühlt und lebt Gott sich selbst. In diesem Sohn und als dieser Sohn wird Gott sich seiner selbst bewusst, versteht, was es mit seinem Substanzsein und den vermeintlich vielen Substanzen der Welt auf sich hat und erkennt sich als die All-Einheit, in der alle Unterscheidungen keine wirklichen, d.h. substanzialen Unterscheidungen sind. Manstetten sagt dazu: *Gott erkennt sich durch die Einhauchung des Intellekts in den Menschen selber in der Empfänglichkeit des Menschen. Das Erkennen des Erkennens nimmt also seinen Weg durch den Menschen. Der Gedanke, dass es ein identischer Intellekt ist, durch den Gott uns und wir Gott erkennen, ist nicht aristotelisch, sondern wurzelt im ersten Korintherbrief: „Dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin“ (1 Kor.13,12).*⁷⁰ Eckhart, von dem wir wissen, dass er die aristotelischen Lehren, so wie sie vermittelt durch arabische und jüdische Denker für das lateinischsprachige Mittelalter übersetzt und von Thomas von Aquin und anderen rezipiert und transformiert wurden, bestens beherrschte, lehrt in der Sprache des Aristoteles die wahre Bedeutung der aristotelischen Bestimmung der göttlichen Substanz als Erkennen des Erkennens. Es ist eine Bedeutung, die sich nur dem inneren Auge erschließt. Diese Bedeutung besteht darin, *dass Gott, (...) als reiner Intellekt (...), als Ich, als Selbst-Sein, dem Menschen begegnet und ihn in sein eigenes Selbst-Sein aufnimmt bzw. ihn qua Intellekt immer schon aufgenommen hat. Nur in dieser personalen Weise vollzieht sich das Erkennen des Erkennens, von dem Aristoteles schreibt.*⁷¹

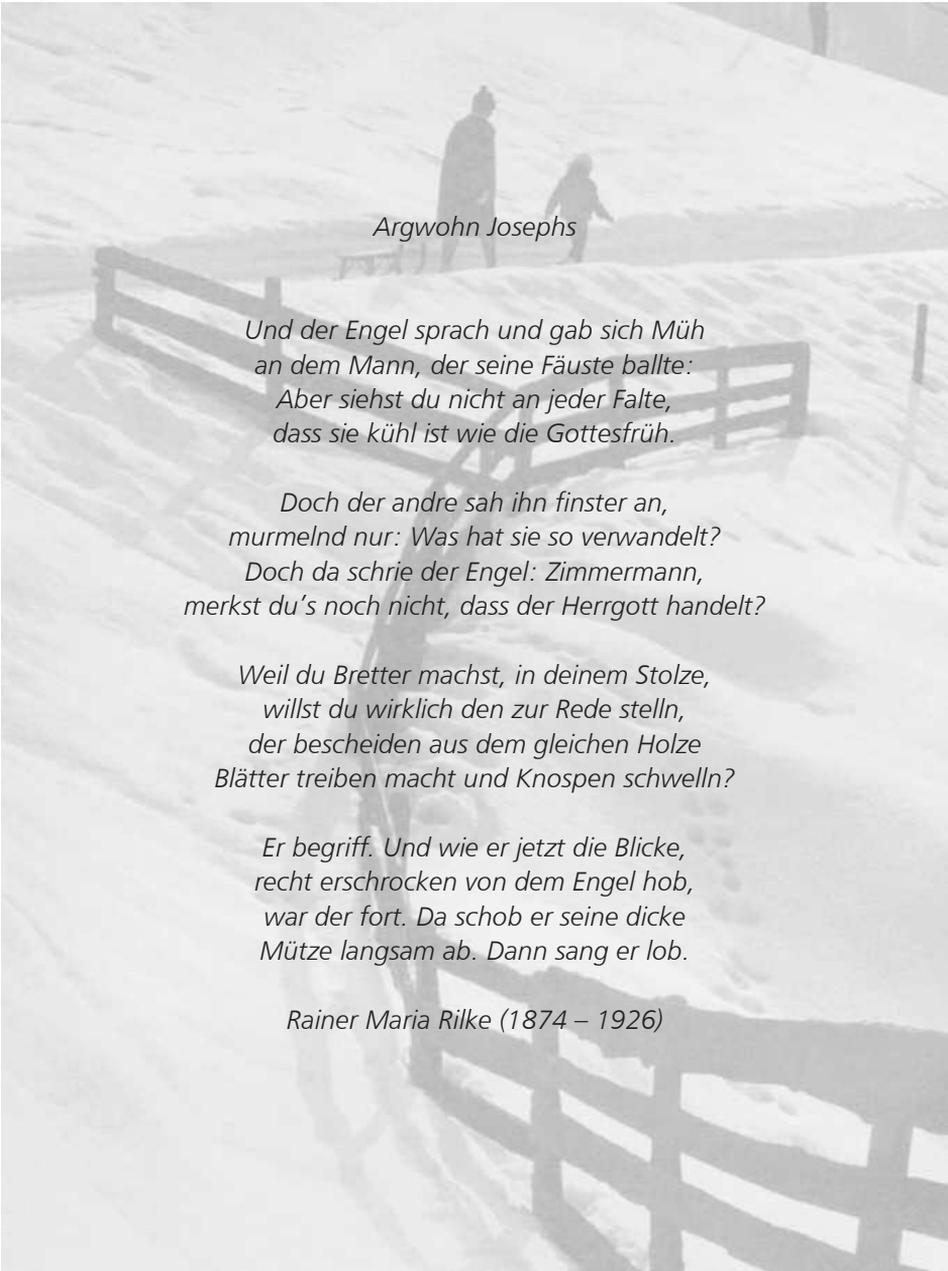
⁶⁷ DPT, S. 451 (Verurteilungsbulle, Satz 10)

⁶⁸ DPT, S. 227

⁶⁹ Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, LW III, 101f.

⁷⁰ Manstetten, Reiner, *Esse est Deus*, 1993, S. 237

⁷¹ Ebd.



Argwohn Josephs

*Und der Engel sprach und gab sich Müh
an dem Mann, der seine Fäuste ballte:
Aber siehst du nicht an jeder Falte,
dass sie kühl ist wie die Gottesfrüh.*

*Doch der andre sah ihn finster an,
murmelnnd nur: Was hat sie so verwandelt?
Doch da schrie der Engel: Zimmermann,
merkst du's noch nicht, dass der Herrgott handelt?*

*Weil du Bretter machst, in deinem Stolze,
willst du wirklich den zur Rede stelln,
der bescheiden aus dem gleichen Holze
Blätter treiben macht und Knospen schwelln?*

*Er begriff. Und wie er jetzt die Blicke,
recht erschrocken von dem Engel hob,
war der fort. Da schob er seine dicke
Mütze langsam ab. Dann sang er lob.*

Rainer Maria Rilke (1874 – 1926)

Thomas Schwartz

„Richtig“ Geld verdienen. Was „Corporate Social Responsibility“ bedeutet



Befund: Der Ruf nach sozialer Verantwortung

Seit einigen Jahren wird international und auch in Deutschland eine verstärkte öffentliche Diskussion um die Rolle von Unternehmen in der Gesellschaft und um die ethischen Grundlagen des Wirtschaftens geführt.¹ Mit dieser Entwicklung korrespondiert auch die entsprechende Diskussion in der wirtschaftswissenschaftlichen bzw. sozialetischen Fachwelt.² Das zunehmende Interesse an wirtschafts- und unternehmensethischen Fragestellungen, das sich in diesen Entwicklungen äußert, hat verschiedene, eng miteinander zusammenhängende Gründe. Der zunehmende Rückzug des Staates aus der sozialen Verantwortung, die Folgen einer ungehemmten und (noch) nicht mit überstaatlichen Regelmechanismen versehenen Globalisierung, gesellschaftlicher Wertewandel und – mitunter damit einhergehend – eine zunehmende Anzahl wirtschaftlicher und wirtschaftskrimineller Skandale – all das fördert die Bereitschaft, auf den verschiedensten Ebenen über die soziale Verantwortung der Wirtschaft einerseits und ihre ethische Begründung andererseits zu diskutieren.

Diese Diskussion wird durchaus engagiert und mit teilweise heftigen Untertönen geführt.³ Dabei gruppiert sich im wissenschaftlichen Diskurs das Feld weitgehend um zwei einander diametral gegenüberstehende Pole: Eine Richtung sieht die Übernahme sozialer Verantwortung normativ-philosophisch als eine genuin unternehmensethische Verpflichtung an.⁴ Die Vertreter der Gegenposition lehnen in klassisch neoliberaler Manier jede Art Verantwortung, die über die eigentliche unternehmerische Tätigkeit hinausgeht, strikt ab. Viel zitiert wird in diesem Zusammenhang die Aussage des jüngst verstorbenen Nestors der neoliberalen Wirtschaftstheorie, Milton Friedman: „(...) there is one and only one social respon-

¹ Schon 2002 setzte der Deutsche Bundestag eine Enquete-Kommission „Zukunft des bürgerlichen Engagements“ ein. Die politischen Parteien wie die Spitzenverbände der Arbeitnehmer und Arbeitgeber beschäftigen sich ebenso intensiv mit diesen Fragen.

² Vgl. u. a. Habisch, A. (2003) sowie Kuhlen, B. (2005) und jüngst Riess, B. (2006). Dort finden sich jeweils auch zahlreiche weiterführende Literaturhinweise.

³ Vgl. Walton, C. C. (1999), S. 11.

⁴ Als Protagonist dieser Strömung kann der St. Gallerer Wirtschaftsethiker Peter Ulrich gelten: Vgl. bspw. Ulrich, P. (2000).

sibility of business – to use its resources and engage in activities designed to increase its profits“⁵. Nach Meinung Friedmans ist jeder Unternehmer und jedes Unternehmen, das in seiner Geschäftstätigkeit jenseits genügend wirtschaftlicher Parameter noch andere Präferenzen hat, im Wettbewerb benachteiligt und droht von weniger „fremdfundierten“ kompetitiven Marktteilnehmern ausgeschaltet zu werden.⁶

Auch Friedman und mit ihm die ganze neoklassische Schule lehnen soziales Engagement an sich nicht ab. Sie sind aber der Meinung, dass dies einzig und allein Privatsache des Unternehmers oder Managers zu sein habe, ein Unternehmen jedoch in keinem Fall dazu verpflichtet werden könne.⁷ Die Vertreter der Gegenposition sind hingegen der Meinung, dass soziale und wirtschaftliche Ziele untrennbar zusammengehören. Wirtschaftliche Aktivität und gesellschaftliches Engagement bilden nach Beatrix Kuhlen „sozusagen einen sich verstärkenden Kreislauf: Langfristige Wettbewerbsfähigkeit basiert auf dem Einsatz qualitativ hochwertiger Arbeit. Kapital und natürliche Ressourcen werden benötigt, um erstklassige Waren und Dienstleistungen zu produzieren. Die Produktivität steigt durch viele, gut ausgebildete Arbeitskräfte. Im Bereich des Umweltschutzes hat neben der Gesellschaft auch das Unternehmen einen Nutzen, da durch die Reduktion der Umweltverschmutzung Ressourcen effizient eingesetzt und umweltfreundlich produzierte Güter von Verbrauchern mehr geschätzt werden. Die Tätigkeit in Entwicklungsländern und die Verbesserung sozialer und wirtschaftlicher Bedingungen durch das Unternehmen verhilft diesem selbst zu produktiveren Standorten und neuen Märkten. ... Der Zusammenschluss von wirtschaftlicher Tätigkeit und sozialer Wohltätigkeit führt zu Wettbewerbsvorteilen und dient damit den Interessen des Unternehmens und der Stakeholder.“⁸

Begriff: Das Management-Konzept einer CSR

Der Ruf nach sozialer Verantwortung von Unternehmen hat seinen Niederschlag in der Entwicklung verschiedener Management-Konzepte gefunden, die sich insge-

⁵ Friedman, M. (1962), S. 32.

⁶ Vgl. dazu Walton, C. C. (1999), S. 108 f.

⁷ Vgl. Walton, C. C. (1999).

⁸ Kuhlen, B. (2005), S. 45.

samt unter den Begriff der „Corporate Social Responsibility“ (CSR)⁹ subsumieren lassen. Was ist aber damit gemeint? Zunächst sei festgestellt, dass eine einheitliche Definition für die soziale Verantwortung von Unternehmen noch nicht existiert.¹⁰ Meist bezeichnet der Begriff zunächst einmal das verantwortungsvolle Handeln eines Unternehmens, das über seine eigentliche Geschäftstätigkeit hinausgeht.

Dabei haben sich hinsichtlich der Beantwortung der Frage, was darunter verstanden werden soll, durchaus unterschiedliche Strömungen entwickelt. Während ursprünglich in angelsächsischen Modellen die soziale und ökologische Verantwortung eines Unternehmens mit dem CSR-Konzept gleichgesetzt wurde, haben neuere Ansätze versucht, auch Nachhaltigkeitsaspekte im Blick auf das Überleben des Unternehmens in das Verständnis dessen, was CSR meint, einzubauen.¹¹ Man spricht dann sehr gern von einem „ganzheitlichen Verständnis des Corporate-Social-Responsibility-Begriffes“¹². Geht man so mit dem Begriff der gesellschaftlichen bzw. sozialen Unternehmensverantwortung um, ist es leicht, weitere Termini mit ihm zu verbinden, ja mitunter gar synonym zu verwenden. So verwundert es nicht, dass beispielsweise der Begriff der Nachhaltigkeit, erstmals 1987 durch den sog. „Brundlandt-Report“ der früheren norwegischen Ministerpräsidentin in den öffentlichen Diskurs eingebracht, in jedem deutschen CSR-Bericht einem musikalischen Ritornello-Motiv nicht unähnlich immer wieder auftaucht und gebetsmühlenartig Verwendung findet. Vergessen wird dabei allerdings, dass er eben nicht nur die Verantwortung eines Unternehmens gegenüber seinen Stakeholdern meint, sondern die Verantwortung gegenüber der gesamten Menschheit und zukünftigen Generationen. Diese stehen aber nicht in einem Stakeholder-Dialog mit dem Unternehmen.¹³

⁹ Die Literatur zum Thema ist fast unübersehbar. Es seien deshalb nur einige Veröffentlichungen genannt: Wallner, P./ Schauer, K./ Kresse D. (2004); Hiß S. B. (2005); Rieth, L. (2003); Riess B. (2006); Kühlen, B. (2005); Weissbrodt, D. (2005); Mark-Ungericht, B. (2005); Marsden, C. (2005).

¹⁰ Vgl. Kühlen, B. (2005), S. 12. Es gibt zwar Bestrebungen, die Inhalte des CSR-Begriffs zu standardisieren. Diese sind aber bislang noch nicht zu einem allgemein anerkannten Ergebnis gelangt: Vgl. z. B. Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2001).

¹¹ Das machte der World Business Council for Sustainable Development im Jahre 2000 deutlich: „Corporate social responsibility is the commitment of business to contribute to sustainable economic development, working with employees, their families, the local community and society at large to improve their quality of life“: WBCSD (2000), S. 10.

¹² Bassen, A./ Jastram, S./ Meyer, K. (2005), S. 231.

¹³ Vgl. Vaseghi, S./ Lehni, M. (2006).

Ebenso gern wird im wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen – also unternehmensberaterischen und fachjournalistischen – Diskurs der Begriff der sog. „corporate citizenship“ (CC) verwendet.¹⁴ Er wird im Deutschen vorwiegend mit „unternehmerisches Bürgerengagement“ übersetzt. Durch diesen Begriff werden Unternehmen gleichsam zu öffentlichen Institutionen erklärt, von denen als Teil der Gesellschaft der gleiche Beitrag wie von einzelnen Bürgern erwartet werden könne. In seinem handlungsmetaphysischen Fundament ist solcherart Gleichsetzung eines Unternehmens mit einer individuellen Person gleichwohl problematisch. Es muss klar bleiben, dass die Rede von einer „korporativen Persönlichkeit“ immer analog im Blick auf den Personbegriff bleiben muss. Der Analogiebegriff besagt aber, dass in einer analogen Aussage die Unähnlichkeit wesentlich und damit zugleich wesentlich größer als die Ähnlichkeit ist.

Analogie ist also keine Gleichsetzung.¹⁵ Doch leider tun wir es im Blick auf die Unternehmen gerade beim Begriff der CC immer wieder. Hinzu kommt, dass, wie es die Europäische Kommission 2001 in ihrem sog. Grünbuch zur sozialen Verantwortung von Unternehmen definierte, CC als die „Gestaltung der Gesamtheit der Beziehungen zwischen einem Unternehmen und dessen lokalen, nationalen und globalen Umfeld“¹⁶ verstanden wird. Eine auch die nachhaltige Entwicklung des Unternehmens selbst mit beinhaltende Deutung des CSR-Begriffes umschließt jedoch auch den Wertschöpfungsprozess sowie die Stakeholder des Unternehmens nach innen.¹⁷ Schließlich gebrauchen wir in den letzten Jahren sehr gerne einen dritten Begriff, jenen nämlich der Corporate Governance (CG), die gerne auch einmal – moralisch aufgebläht – als „good corporate governance“ oder einfach als „good governance“ bezeichnet wird. Gemeinsam mit dem CSR-Begriff hat diese das Ziel, Risiken für das Unternehmen zu reduzieren. Wie diese ist auch jene für alle Stakeholder relevant. Problematisch wird aber die Gleichsetzung dann, wenn man unterschlägt, dass CG sich auf die Organe eines Unternehmens beschränkt und deren Funktionsweise, ihre Zusammenarbeit und Kontrolle in den Blick nimmt¹⁸, aber eigentlich eben nicht ihre Verantwortung jenseits ihrer funktionellen Aufgaben betrachtet.

¹⁴ Als wissenschaftlich ernstzunehmende Veröffentlichung sei als pars pro toto auf die Monographie des Eichstätter Sozialethikers André Habisch verwiesen. Seine Arbeit vermittelt überdies eine gute Synthese des Diskussionsstandes: Vgl. Habisch, A. (2003).

¹⁵ Vgl. zum Analogie-Begriff Kluxen, W. (1971), insbes. S. 220 f.

¹⁶ Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2001), S. 28.

¹⁷ Vgl. Bassen, A./ Jastram, S./ Meyer, K. (2005), S. 234.

¹⁸ Vgl. Bassen, A./ Jastram, S./ Meyer, K. (2005), S. 234 f.

Gemeinsam ist all diesen Begriffen, dass es sich bei ihnen bzw. bei den unter diesen Begriffen subsumierten Managementkonzepten nicht im Eigentlichen um Versuche handelt, unternehmerisches Verhalten ethisch zu begründen und so wirtschaftliche Akteure „moralischer“ zu machen, sondern vielmehr darum, gesellschaftliches bzw. gesellschaftsrelevantes Handeln von Unternehmen zu professionalisieren. Mit den unterschiedlichen Ansätzen, die als Reaktion auf den Ruf nach gesellschaftlicher Verantwortung von Unternehmen entwickelt wurden, soll also nichts anderes versucht werden, als auf dem über das Geschäftsfeld des Unternehmens hinausgehenden Bereich unternehmerischer Aktivität eine Gesamtstrategie des Managements zu entwickeln, die dem geschäftlichen Erfolg nicht schadet, sondern idealerweise sogar profitabel ist.¹⁹

Folgerichtig stellt André Habisch fest: „Nicht der Wirtschaftsethiker, Managementberater oder ‚Nachhaltigkeitsexperte‘ legt fest, wie gesellschaftliches Engagement ausgestaltet sein sollte. ... Nicht externe Autoritäten sind hier gefragt, sondern allein sachlich begründete Überlegungen: die Rationalität, die sich aus der Logik der Managementaufgabe selbst heraus ergibt.“²⁰

Mit dieser Feststellung aber redet Habisch, der in der Folge zwar als Kriterium für diese Sachlogik neben dem „Business Case“ im Sinne eines Wertschöpfungsbeitrages für das Unternehmen auch noch den „Social Case“, also einen „Wertschöpfungsbeitrag für die Gesellschaft“²¹, nennt, den Vertretern einer funktionalistischen Wirtschaftsethik, die Ethik im Bereich des wirtschaftlichen Handelns als reine Verfahrenstechnik, mithin als eine Hilfe für korrektes „sachlogisches“ ökonomisches Arbeiten zu begreifen scheinen, das Wort. Darüber hinaus nennt er jedenfalls an dieser Stelle kein einziges Argument, das den „Social Case“ angemessen begründen könnte. Die soziale Verantwortung wird einfach nur postuliert, und zwar deshalb, weil sie gewissen Rechenschaftspflichten, die heute von Rating-Agenturen auf dem Kapitalmarkt gefordert werden, entspricht.²² Soziale Verantwortung wird in dieser Engführung bestimmt vom Ziel des ökonomischen Erfolgs eines Unternehmens, letztlich vom Shareholder-Interesse. Was geschieht aber, wenn sich diese Vorstellung der Anleger auf dem Kapitalmarkt wieder ändern sollte? Was wird aus der sozialen Verantwortung eines Unternehmens, wenn sich der in den vergangenen Jahren wahrgenommene Wertewandel der Anleger, wieder von der Sensibilität für

¹⁹ Vgl. Habisch, A. (2006, corporate), S. 36 f

²⁰ Habisch, A. (2006, corporate), S. 37.

²¹ Habisch, A. (2006, corporate), S. 37.

²² Vgl. bspw. Kirchhoff, K. R. (2006), S. 30 – 33; Gazdar, K. (2006), S. 55 f.

ökologische, ethische, kulturelle und soziale Nachhaltigkeit in eine andere Richtung verschiebt? Wird dann die Verantwortung gegenüber der Gesellschaft auf dem „Altar“ einer rein kennzifferorientierten ökonomischen Sachlogik, wie die Managementaufgabe oben charakterisiert wurde, geopfert?

Bedeutung: CSR und die Prinzipal-Agenten-Theorie

Diese kurzen Bemerkungen mögen genügen, um darzustellen, dass eine auf rein ökonomischer Rationalität gründende Theorie der gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen zu kurz greift. Die meisten CSR-Konzepte unterliegen allerdings noch einer solchen „ökonomistischen“ Logik. Die Frage ist berechtigt, warum das so ist. Ein Grund liegt möglicherweise gerade in der Tatsache begründet, dass bei der Unternehmensbewertung heute von vielen Rating-Agenturen auch ethische Elemente berücksichtigt werden.

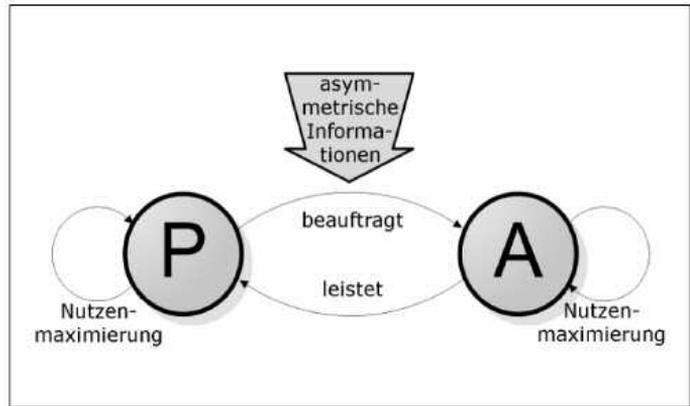
Das ist an sich wünschenswert, hat aber das Problem, dass es immer noch an allgemeinen Standards für eine solche Bewertung fehlt.²³ Das führt dazu, dass die Unternehmen Theorien und Denkansätze, die auch sonst in ihrer Berichterstattung für die Unternehmensbewertung angewandt werden, auf den ethisch aufgeladenen Bereich ihrer sozialen Verantwortung außerhalb der eigentlichen Geschäftstätigkeit übertragen. Zu diesen Bewertungsinstrumenten gehört auch die mittlerweile als klassisch angesehene „Prinzipal-Agenten-Theorie“²⁴, die ursprünglich aus der Organisationslehre und der Controlling-Theorie stammt. Dieses heute durchaus anerkannte Accounting-Modell wird auf das Verhältnis von Gesellschaft und Unternehmen übertragen. Die Theorie geht bekanntermaßen von einem grundlegenden Misstrauen zwischen dem delegierenden Prinzipal und dem beauftragten Agenten aus. Das wird einerseits durch eine je unterschiedliche Interessenlage zwischen beiden Gruppen verursacht, andererseits durch eine asymmetrische Informationslage, insofern der Prinzipal „die Handlungen des Agenten nicht durch eigene Beobachtung kontrollieren (kann), sondern nur aufgrund einer vereinbarten Berichterstattung durch den Agenten“²⁵.

Dass dadurch dem Missbrauch Tor und Tür geöffnet werden, insofern der Agent um der Erreichung seiner eigenen Interessen willen seinen Informationsvorsprung gegenüber dem Prinzipal auszunutzen versucht, bedarf keiner weiteren Begrün-

²³ Vgl. Kuhlen, B. (2005), S. 59 f.

²⁴ Vgl. dazu Jensen, M. C. (1978), wo erstmals von der „Prinzipal-Agenten-Theorie“ die Rede ist.

²⁵ Coenenberg, A. (2003), S. 70.



Die Prinzipal-Agenten-Theorie

dung, wird vielmehr in diesem Modell vorausgesetzt. Zwar soll durch diverse Anreizsysteme versucht werden, die Interessenkonflikte miteinander zu versöhnen²⁶, aber der eigennutzenorientierte Missbrauch ist letztlich diesem System immanent, ebenso wie das Misstrauen des Prinzipals gegenüber dem Agenten.

Angewandt auf das Thema einer gesellschaftlichen Verantwortung des Unternehmens bedeutet das: CSR-Konzepte werden in gewisser Weise als Hilfe angesehen, den als gegeben angesehenen Interessenkonflikt zwischen der Gesellschaft als „Prinzipal“ und Unternehmen als ihren „Agenten“ zu einem Ausgleich zu bringen. Die Gesellschaft gewärtigt demgemäß gegenüber den Unternehmen stets eine Art „Informationslücke“; sie weiß nicht, was jenseits gesetzlicher bzw. „gesellschaftsvertraglicher“ Berichterstattung in und durch die Unternehmen geschieht. Demgemäß wird dem „Agenten“ Unternehmen seitens des „Prinzipals“ Gesellschaft grundsätzlich Misstrauen entgegen gebracht, das auf der permanenten Möglichkeit des Missbrauchs durch den eigennutzenorientierten Agenten beruht. CSR-Konzepte können so als Instrumente der Kontrolle und des Schutzes Verwendung finden. In einer anderen Lesart können sie aber auch als hilfreiche Instrumente der Vertrauensbildung angesehen werden.²⁷

Aus der Analogie zwischen CSR-Konzepten und dem Prinzipal-Agenten-Modell ergeben sich noch weitere interessante Aspekte für den Gang der Untersuchung. Sollte man nämlich den gesellschaftlichen Ruf nach korporativer Verantwortung und als Reaktion darauf die Entwicklung von Managementkonzepten zur Implementierung von sozialer Verantwortung unter dieser hermeneutischen Perspektive betrachten, dann verliert sich ein einzig mit ökonomischer Rationalität argumentierender CSR-Ansatz in heillose Widersprüche: Der erste besteht darin, dass die Gesellschaft als Prinzipal grundlegende Kontrollrechte hätte, die aus der Tatsache

²⁶ Vgl. Coenenberg, A. (2003), S. 68 f.

²⁷ So bspw. bei Hirsch, B./ Sandt J. (2005), Kuhner, C. (2005) u.a.

resultieren, dass sie gewissermaßen die Unternehmen mit der Übernahme eines Stückes gesellschaftlicher Verantwortung beauftragt, insofern diese ihre Bedürfnisse nach bestimmten Gütern und Dienstleistungen befriedigen. Wenn diese Aufgaben zur Unzufriedenheit des Prinzipals (d.h. der Gesellschaft) erfüllt werden, wie könnte dieser eingreifen? Ist ein solches gesellschaftliches Eingreifen überhaupt im Rahmen einer ökonomischen Rationalität anzustreben, mehr noch: Ist es überhaupt mit ihr vereinbar?

Hinzu kommt ein weiterer Punkt: Wenn ein Unternehmen in gewisser Weise von der Gesellschaft dazu delegiert wird, tätig zu werden, fragt sich, ob der Profit das einzig gültige Kriterium ist, an dem sich auch die Managementaufgabe zu messen hat. Friedmans Verdikt, wonach ein Unternehmen keine andere soziale Verantwortung habe als seine eigene Profitmaximierung, ist dann nicht zu halten.

Schließlich sei noch ein letzter Aspekt genannt: Wenn für die Ausgestaltung sozialen Engagements einzig die ökonomische Sachlogik maßgebend sein soll, stellt sich die Frage, woher diese ihre Kriterien schöpft. Letztlich reagiert jede Unternehmung mit Gütern und Dienstleistungen auf Bedürfnisse, die in der Gesellschaft bestehen und versucht, sie zu befriedigen. Auch wenn zugegeben werden mag, dass solche Bedürfnisse wiederum durch wirtschaftliche Akteure geschaffen werden können, so bleibt festzuhalten, dass die Befriedigung solcher Bedürfnisse trotzdem immer nach dem Delegationsprinzip den Unternehmen von der Gesellschaft zugewiesen wird. Die Rede von einer ökonomischen Sachlogik hat zudem auf dem Feld jener Aktivitäten, die die eigentliche Geschäftstätigkeit übersteigen, gerade keine sinnvolle Rolle zu spielen, weil gerade diese Bereiche nicht von der ökonomischen Rationalität erfasst werden können. Indes entspricht es einem Trend zur „Ökonomisierung“ aller Lebensbereiche, wenn soziale Verantwortung auf diese Weise begründet werden soll. Es ist ebenso auffällig wie bedauerlich, dass gerade diejenigen Vertreter einer Wirtschaftsethik, die gegen Friedman von der sozialen Verantwortung der Unternehmen überzeugt sind, dieser Tendenz immer wieder unterliegen. In ihren durchaus berechtigten Versuchen, Unternehmensverantwortung für die Gesellschaft zu implementieren, fördern sie jedoch eher eine Ökonomisierung der Gesellschaft, indem sie ethisch fundiertes Handeln unter dem Aspekt der Profitabilität betrachten.²⁸ Wissenschaftstheoretisch weiter tragend erscheint aber ein Zugang zur Verantwortungsfrage, der den umgekehrten Weg beschreitet: Nicht Ökonomi-

²⁸ Vgl. bspw. Habisch, A. (2006, win), S. 81 – 96; Porter M. (2007).

sierung der Ethik, sondern „Ethisierung“ der Ökonomie gibt eine Antwort auf die Frage, warum sich Unternehmen zu gesellschaftlicher Verantwortung bekennen sollen.

Ethik und Ökonomie – Versuch einer Verhältnisbestimmung

Diese kurzen abschließenden Überlegungen kreisen um das Selbstverständnis der Ethik als einer philosophischen Disziplin, deren Inhalt das menschliche Handeln des Menschen als freies, vernunftbegabtes, mit einem Willen ausgestattetes und Kraft seiner Vernunft Ziele formulierendes Wesen umfasst.²⁹ Denn genau das macht den Unterschied zwischen einer originär menschlichen Handlung und Vollzügen anderer Lebewesen aus: Freiheit, Wille, Vernunft als Reflexionsfähigkeit und Ziel-ausrichtung im Sinne von Intentionalität und der Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen.

Ethik kann also als vernünftige Rede vom echt menschlichen Handeln verstanden werden. Dieses menschliche Handeln ist auf das vernunftgemäße Handeln ausgerichtet. Vernunftgemäß ist es dann, wenn es ein intentional angestrebtes letztes Ziel hat. Dieses wäre theologisch gefasst, Gott, philosophisch die Vollkommenheit, oder auch das Glück, die Eudämonie, als höchstes anzustrebendes Ziel irdischer Existenz. Ethik kann also in einem weiteren Sinn als eine „Glückswissenschaft“ verstanden werden, als eine Wissenschaft, die das menschliche Handeln darauf hin untersucht, inwieweit es dazu geeignet ist, dem höchsten menschlichen Ziel, dem Glück des Einzelnen und dem „bonum commune“, dem allgemeinen Besten – nicht nur Wohl – möglichst vieler, wenn nicht aller, zu entsprechen bzw. dasselbe zu verwirklichen.

Um dieses Skopus zu erreichen untersucht die Ethik zum einen die Bedingungen der Möglichkeit ebendieses menschlichen Handelns, d. h. Faktoren, Begriffe, Elemente desselben, und fasst diesen Teil ihrer Tätigkeit unter dem abschreckenden Begriff der Metaethik zusammen. Andererseits reflektiert sie das Handeln unter dem Gesichtspunkt des Notwendigen und des Möglichen, wobei Letzteres jeweils auch als wünschenswert angesehen wird, denn etwas, das potenziell möglich ist, wird erst dann zum Gegenstand der Ethik und des menschlichen Handelns, wenn es als Anzustrebendes auch gewollt werden kann und damit zu einem Gut wird.

²⁹ Vgl. zum Folgenden Schwartz, Th. (2006).

Das Notwendige soll an dieser Stelle mit dem als normativ zu fordernden, also als Norm, verstanden werden. Eine Norm stellt das Mindestmaß dessen dar, was vernünftigerweise an rechtem Handeln zu verlangen ist. Sie ist damit aber auch zugleich die Bedingung der Möglichkeit des Möglichen. Hinter dem Notwendigen, also der zu fordernden Einhaltung von Normen zurückzubleiben, bedeutet in der klassischen Moralphilosophie ein Übel, etwas Schlechtes, weil sich das Schlechte als ein Mangel an Gutem, d. h. als ein Mangel an möglichem Streben, zeigen kann. Normativität ist also mehr als nur die ethische Verpflichtung zu einem vernunftgeleiteten Handeln; Normen stellen zugleich die unhintergehbare Grenze dieses Handelns selbst dar, sozusagen ein ethisches Minimum, das von jedem Menschen in seinem Handeln gefordert werden kann. Als solches umfassen sie aber bei Weitem nicht das, was dem Menschen als handelndem Subjekt möglich ist. Normen sind in gewissem Sinn nur der Anfang von allem!

Wer entscheidet nun, was der Inhalt von Normen im Sinne ethischer Grenzlinien ist, jenseits derer sittlich falsches Handeln im oben genannten Sinn beginnt? Wer also setzt die Grenzen falschen Handelns fest? Hier nun gilt es zu unterscheiden. Menschliches Handeln vollzieht sich stets in Kontexten, geschieht nie losgelöst von einem sozialen oder individuellen Umfeld. Auf diese Kontexte ist es bezogen, von diesen wird es beeinflusst, und diese beeinflussen es zugleich selbst wiederum. Im Blick auf die verfasste Gesellschaft eines Staates oder einer durch Verträge koordinierten Staatengemeinschaft werden Normen in der Form von Gesetzen und Verordnungen gesetzt. Gesetze gelten als Richtschnur für das Handeln der Bürger. Ihre Einhaltung wird durch das Sanktionsmittel der Strafbewehrtheit abgesichert. Gegen Gesetze zu verstoßen führt zu Bestrafung. Dass Gesetzesübertretung in Unternehmen bestraft wird, ist ein altbekanntes Faktum. Interessant ist allerdings die Frage, wie Gesetzesübertretungen von Mitarbeitern, die im Sinne des Unternehmens tätig wurden, zukünftig sanktioniert werden.

Im Bereich nicht staatlich verfasster Personengemeinschaften – dazu gehören im Blick auf unser Thema in besonderer Weise die Unternehmen – werden die geltenden Normen durch in der Regel freie Zustimmung der Gruppenmitglieder zu Traditionen, Verhaltensstandards und Konventionen festgelegt. Ihre Übertretung wird ebenfalls sanktioniert, aber die Sanktionen sind keine Strafen im rechtlichen Sinne, sondern bestehen in zeitweiliger oder permanenter Isolation bis hin zum Ausschluss aus der jeweiligen sozialen Gruppe bzw. Gemeinschaft. Angewandt auf den Bereich des unternehmerischen Handelns bedeutet das zunächst Reputationsverluste

und/oder Verlust von Marktanteilen durch Boykotte. Im schlimmsten Fall kann solcherart „Isolation“ bis zur Insolvenz oder einem anderweitigen Ende der Geschäftstätigkeit führen.

Auf dem Feld individueller handelnder Personen werden Normen bestimmt durch die persönlichen Wertvorstellungen, in die u.a. die Biographie der jeweiligen Person und das zuhandene Welt- und Menschenbild einfließen. Diese personalen Wertvorstellungen zeigen allerdings nicht mehr das ethische Minimum an, sondern orientieren sich vielmehr am dem Handlungssubjekt möglichen Maximum, also der persönlichen Vorstellung des höchsten Glücks, an der Fülle des dem Menschen möglichen Sein-Könnens. Auch hier ist eine Analogie zum Unternehmensbegriff möglich: Jedes Unternehmen bestimmt sein „Leitbild“, seine „Unternehmensphilosophie“ oder wie immer man die Werte, für die es stehen möchte, begrifflich fassen möchte.

Diese kurzen philosophischen Einlassungen mögen genügen, um dreierlei deutlich zu machen: Erstens ist wirtschaftliches Handeln als genuin menschliches Handeln stets ethisch relevant. Dies gilt für den einzelnen Menschen, der unternehmerisch tätig ist, genauso wie für ganze Unternehmen, in denen Menschen in einem arbeitsteiligen Prozess zusammenarbeiten. Die Wirtschaft hat damit aber zweitens immer gegenüber der Gesellschaft ein Rechtfertigungsbedürfnis für ihr Handeln, das sich aus der Hinordnung auf das Ziel des Allgemeinwohls ergibt. Dies muss nicht erst mit ökonomischer Sachlogik als profitabel begründet werden, sondern erschließt sich aus dem Faktum der Anteilhabe an sozialen Systemen, was ja auch die Einhaltung gesetzlicher Normen mit beinhaltet. Schließlich wird drittens deutlich, dass die konkrete Ausgestaltung der sozialen Verantwortung einzig auf der Grundlage einer freien Selbstverpflichtung der Unternehmen selbst geschehen kann. Diese gründet in einer hermeneutischen Frage nach dem eigenen Selbstverständnis desselben im Gesamt der Gesellschaft. Insofern sind für eine „Corporate Social Responsibility“ letztlich immer „Weltanschauungsfragen“ maßgebend. Diese zu klären ist eine der vornehmsten Managementaufgaben in einem jedem Unternehmen. Sie sind für die ethische Beurteilung desselben entscheidender als jeder zu erzielende Profit.

Quellenverzeichnis

- Bassen, A./ Jastram, S./ Meyer, K. (2005); Corporate Social Responsibility. Eine Begriffsklärung, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 6. Jg. (2005), S. 231 – 236.
- Coenberg, A. G. (2003); Shareholder Value – Betriebswirtschaftliche Sicht und öffentliche Wahrnehmung, in: *Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der Technischen Universität München (Hrsg.); Dokumentation zur Akademischen Feier anlässlich der Verleihung der Würde eines Ehrendoktors der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der Technischen Universität München an die Professoren Roland Berger, Adolf G. Coenberg, Eberhard Witte*, München 2003, S. 62 – 79.
- Friedman, M. (1962); *Capitalism and Freedom*, Chicago 1962.
- Gazdar, K. (2006); Die wichtigste Ressource: Umgang mit Mitarbeitern als Messlatte unternehmerischer Verantwortung, in: *Gazdar, K./ Habisch, A./ Kirchhoff, K. R./ Vaseghi, S. (Hrsg.); Erfolgsfaktor Verantwortung. Corporate Social Responsibility professionell managen*, Berlin/ Heidelberg 2006, S. 61 – 79.
- Gazdar, K./ Habisch, A./ Kirchhoff, K. R./ Vaseghi, S. (2006); Erfolgsfaktor Verantwortung. *Corporate Social Responsibility professionell managen*, Berlin/ Heidelberg 2006.
- Habisch, A. (2003); *Corporate Citizenship. Gesellschaftliches Engagement von Unternehmen in Deutschland*, Berlin/Heidelberg 2003.
- Habisch, A. (2006, corporate); Die Corporate-Citizenship-Herausforderung: Gesellschaftliches Engagement als Managementaufgabe, in: *Gazdar, K./ Habisch, A./ Kirchhoff, K. R./ Vaseghi, S. (Hrsg.); Erfolgsfaktor Verantwortung. Corporate Social Responsibility professionell managen*, Berlin/ Heidelberg 2006, S. 35 – 49.
- Habisch, A. (2006, win); Gesellschaftliches Engagement als Win-Win-Szenario, in: *Gazdar, K./ Habisch, A./ Kirchhoff, K. R./ Vaseghi, S. (Hrsg.); Erfolgsfaktor Verantwortung. Corporate Social Responsibility professionell managen*, Berlin/ Heidelberg 2006, S. 81 – 97.
- Hirsch, B./ Sandt J. (2005); Der Beitrag deutscher Aufsichtsräte zu einer verantwortungsvollen Unternehmensführung deutscher Unternehmen. Konzeptionelle Überlegungen und empirische Erkenntnisse, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 6. Jg. (2005), S. 179 – 194.
- Hiß S. B. (2005); Durch reden zum Handeln?! Zur Rolle freiwilliger Unternehmensinitiativen bei der Verbreitung von Sozialstandards, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 6. Jg. (2005), S. 215 – 230.
- Jensen, M. C. (1978); Some anomalous evidence regarding market efficiency, in: *Journal of Financial Economics*, Vol. 6 (1978), S. 95 – 101.
- Kirchhoff, K. R. (2006); CSR als strategische Herausforderung, in: *Gazdar, K./ Habisch, A./ Kirchhoff, K. R./ Vaseghi, S. (Hrsg.); Erfolgsfaktor Verantwortung. Corporate Social Responsibility professionell managen*, Berlin/ Heidelberg 2006, S. 13 – 33.
- Kluxen, W. (1971), Artikel „Analogie“, in: *Hist. Wb. Philos. I*, Sp. 214 – 227.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2001); *Grünbuch – Europäische Rahmenbedingungen für die soziale Verantwortung der Unternehmen*, Brüssel 2001.
- Kuhlen, B. (2005); *Corporate Social Responsibility (CSR). Die ethische Verantwortung von Unternehmen für Ökologie, Ökonomie und Soziales. Entwicklung – Initiativen – Berichterstattung – Bewertung*, Baden-Baden 2005.
- Kuhner, C. (2005); Interessenkonflikte aus der Sicht der Betriebswirtschaftslehre, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 6. Jg. (2005), S. 138 – 154.
- Mark-Ungericht, B. (2005); Menschenrechte und internationale Geschäftstätigkeit – Positionen und Ansätze zum Umgang mit einer regulativen und diskursiven Kluft, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 6. Jg. (2005), S. 324 – 342.

- Marsden, C. (2005); In Defence of Corporate Responsibility, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 6. Jg. (2005), S. 359 – 373.
- Porter, M. (2007); Corporate Social Responsibility, in: *Harvard Business Manager*, 29. Jg. (2007), Nr. 2, S. 16-34.
- Riess, B.(Hg.) (2006); Verantwortung für die Gesellschaft – verantwortlich für das Geschäft. Ein Management-Handbuch, Gütersloh 2006.
- Rieth, L. (2003); Deutsche Unternehmen. Soziale Verantwortung und der Global Compact – ein empirischer Überblick, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 4. Jg. (2003), S. 372 – 391.
- Schwartz, Th. (2006); Das Gewissen der Politik? Eine akademische Geburtstagsrede, in: Maurer, F./Schultze, R.O./ Stammen, Th. (Hgg.), *Kulturhermeneutik und kritische Rationalität (= FS für Hans-Otto Mühleisen zum 65. Geburtstag)*, Lindenberg im Allgäu 2006, 556-565.
- Ulrich, P. (2000); Republikanischer Liberalismus und Corporate Citizenship. Von der ökonomischen Gemeinwohlfiktion zur republikanisch-ethischen Selbstbindung wirtschaftlicher Akteure, *Berichte des Instituts für Wirtschaftsethik*, Bern 2000.
- Vaseghi, S./ Lehni, M. (2006); Sustainability: Transformation eines Leitbegriffs, in: Gazdar, K./ Habisch, A./ Kirchhoff, K. R./ Vaseghi, S. (Hrsg.); *Erfolgsfaktor Verantwortung. Corporate Social Responsibility professionell managen*, Berlin/ Heidelberg 2006, S. 99 – 109.
- Wallner, P./ Schauer, K./ Kresse D. (2004); *Erfolg mit der Business Agenda 21. Nachhaltige Wirtschaft und Corporate Social Responsibility*, München 2004.
- Walton, C. C. (1999); *Soziale Verantwortung in Unternehmen*, München 1999.
- Weissbrodt, D. (2005); Corporate Human Rights Responsibilities, in: *zfwu – Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*, 6. Jg. (2005), S. 279 – 297.
- Wikipedia (2007); Bild: Prinzipal-Agent-Theorie (unverändert aus dem Internet übernommen), abrufbar unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/Bild:Prinzipal-Agent-Theorie.png> (Stand: 06.04.2007).
- World Business Council for Sustainable Development – WBCSD (2000); *Corporate Social Responsibility. Making good business sense*, Genf 2000; abrufbar unter: <http://www.wbcsd.ch/DocRoot/lunSPdIKvmYH5HjbN4XC/csr2000.pdf> (Stand: 16.04.2007).

Rupert Kubon

„Sophie hat ihre Schuldigkeit getan!“ – 250 Jahre Geschlechterrollen in der Schulbildung



Im Sommer 1762 erscheint Rousseaus Emile oder Über die Erziehung. Dieser Roman bedeutet gewissermaßen den Beginn der modernen Erziehungswissenschaften und hat damit nachhaltigen Einfluss auf die Geschlechterrollen. In der im vierten und letzten Kapitel des Romans eingeführten Figur der „Sophie“ wird die Rolle der Frau für die Erziehung beschrieben. Diese Rollenbeschreibung wirkt nachhaltig auf das geschlechterspezifische Rollenverständnis im Bildungswesen vor allem des 19. Jahrhunderts – auch in die katholischen Bildungseinrichtungen hinein.

Den nachfolgenden Vortrag hielt Oberbürgermeister Dr. Kubon anlässlich des 225-jährigen Jubiläums der St. Ursula-Schulen Villingen.

Bevor ich mich dem Thema des heutigen Festvortrages zuwende, darf ich mich ganz herzlich für Ihre Einladung bedanken. Es ist mir eine große Ehre, heute einmal in einer ganz anderen Funktion zu Ihnen sprechen zu dürfen. Und ich darf Ihnen versichern, dass es mir Spaß gemacht hat, mich nach vielen Jahren wieder einmal dem zuzuwenden, mit dem ich mich vor zwanzig Jahren wissenschaftlich beschäftigt habe. Auch war es interessant, die Arbeit von damals ein bisschen weiterzudenken. Das weiterführende Mädchenschulwesen hatte mich auch Mitte der neunzehnhundertachtziger Jahre nach Villingen, hierher nach St. Ursula geführt, und ich hätte mir damals nicht denken können, einmal hier aus Anlass eines Schuljubiläums sprechen zu dürfen. Nochmals herzlichen Dank.

Wie Sie Ihrer Einladung bereits entnommen haben, werde ich mich nicht auf St. Ursula speziell beziehen. Es geht mir vielmehr darum, Ihnen ein wenig über den Kontext der weiterführenden Mädchenschulbildung zu erzählen, in dem St. Ursula natürlich intensiv eingebunden war.

Und damit bin ich bei Sophie. Trotz der kurzen Anmerkung auf der Einladung werden Sie sich gefragt haben, was es denn mit dieser Sophie, die angeblich ihre Schuldigkeit getan hat, auf sich hat. Nun, Sophie ist eigentlich nur eine literarische Rand-

figur. Im fünften Buch seines Erziehungsromans *Emile oder Über die Erziehung* führt Jean-Jacques Rousseau seinem Zögling Emile, der Hauptfigur seines Werkes, mit Sophie die passende Gattin zu. Das Werk löst, als es im Sommer 1762 erscheint, einen europaweiten Skandal aus.

Das Revolutionäre an Rousseaus Roman war die Forderung nach „natürlicher Erziehung“, die vom Wesen des Kindes ausgehen sollte und nicht von den Erwartungen, die an ihn als Erwachsenen gestellt werden. Diese Forderung widersprach dem uneingeschränkten absolutistischen Weltbild, denn es bedeutete ja, an die Stelle der erzieherischen Vorgabe dieses Weltbildes mit seiner klaren Herrschaftsstruktur, mit König und Untertan, eine natürliche Entwicklung in den Mittelpunkt zu stellen. Insbesondere Rousseaus Plädoyer für eine „natürliche Religion“ war deshalb Kern des Anstoßes, was sofort nach dem Erscheinen in Paris zum Verbot und in Genf zur Indizierung und Verbrennung des Buches führte.

Aber wie das nicht selten so ist mit Skandalen. Erst durch den Skandal wird die Sache so richtig interessant und manchmal auch populär. Rousseaus Buch wird zum Wegbereiter der modernen Erziehungswissenschaft. Das geschieht vor allem durch die umfassende und intensive Rezeption des Werkes auch und gerade unter den deutschsprachigen Pädagogen der Aufklärung.

Dabei hat sich Rousseau aus heutiger Sicht in seinem *Emile* in manche Widersprüche verwickelt. So ging letztlich auch er von einem sehr klaren Erziehungsziel bei *Emile* aus. Keinesfalls schwebte ihm ein in der Wildnis aufwachsender Kaspar Hauser vor. Seine Vorgaben orientierten sich zwar nicht an feudalen, sehr wohl jedoch an bürgerlichen Strukturen und Werten.

Das spielte in der Wirkungsgeschichte des Werkes natürlich eine zentrale Rolle. Der entscheidende Widerspruch, der für uns jedoch heute wichtig ist, war die Tatsache, dass er eigentlich nicht vom Wesen des Kindes schlechthin, sondern vom Wesen des männlichen Kindes und Jugendlichen ausging. Dieser Widerspruch wurde für die Entwicklung der Geschlechterrollen in der Schulbildung entscheidend.

Ich möchte deshalb auf das eingehen, was hier für uns heute wichtig ist, auf die Figur der Sophie, denn obwohl, wie schon gesagt, nur Nebenrolle, sind seinerzeit die entscheidenden Entwürfe einer spezifischen Mädchenerziehung genau von dieser Figur ausgegangen. Sophie als Lebensgefährtin von *Emile*, überspitzt gesagt in ihrer Funktion für den Mann, diese Sophie wurde zur Leitfigur der modernen bürgerlichen Frau.

Und was hat das mit den St. Ursula-Schulen in Villingen zu tun?

Auch in Vorderösterreich, und auch hier im räumlich weit von Wien entfernten Villingen, herrschte nach dem Tod Maria Theresias im Jahr 1780 uneingeschränkt ihr Sohn Joseph II. und setzte in den folgenden drei Jahren seine Vorstellungen von Kirche und ihrem Verhältnis zum Staat konsequent um. Joseph gilt als der aufgeklärte Monarch schlechthin, und sein Denken war geprägt durch die Überzeugung, alles, was der natürlichen Vernunft zum Siege verhelfen könne, zu fördern. Er stand in dieser Hinsicht also ganz in dem Denken, in dem der Rousseausche Emile geschrieben worden war.

Folgerichtig wurden am 12. Januar 1782 alle Klöster, „die ein bloß beschauliches Leben führten, (und) zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts beitrugen“¹ aufgehoben, darunter auch die beiden Frauenklöster der Klarissen und Dominikanerinnen in Villingen.

Die einzige Chance, die sich den Nonnen bot, war es, sich nach der beschaulichen Lebensweise im Kloster einer in diesem Sinne „nützlichen“ Aufgabe, und das hieß in diesem Falle dem Schulunterricht für Mädchen, zuzuwenden.

Ganz neu war das nicht, denn bereits zuvor hatte man sich zumindest seitens der Dominikanerinnen dem „Unterricht der weiblichen Jugend“ gewidmet.

Jetzt allerdings wurde das Ganze in staatlich vorgegebene Strukturen gebracht. Das Ordensleben ganz aufgeben wollte man nicht, und deshalb entschloss man sich in den Konventen, sich dem Lehrorden der Ursulinen, die bereits in Freiburg arbeiteten, anzuschließen.

Im Oktober 1782 trafen die ersten Lehrfrauen aus Freiburg ein, und sehr schnell gelang es, die staatliche Anerkennung für die eigene Arbeit zu finden.

Primäre Aufgabe der Lehrfrauen ist es natürlich, sich um die Grundausbildung der Villingener Mädchen zu kümmern, also Volksschule, aber gleichzeitig wird etwas Weiteres wichtig. In den Unterrichtskanon mischt sich neben Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und Handarbeit auch Französisch, und dem Lehrinstitut wurde genehmigt, Postulantinnen und Novizinnen für unterrichtliche Aufgaben selbst vorzubereiten.

¹ Erstes Klosteraufhebungsdekret von Kaiser Joseph II.; zit. Nach Michael Göbl, Klosteraufhebungen unter Joseph II, Wien 2003

Beides markiert die weitere Entwicklung, und beides zieht sich wie ein roter Faden durch die weiterführende Mädchenschulbildung des 19. Jahrhunderts: Vermittelt wurde eben nicht nur Halbbildung, sondern durchaus auch halbe Bildung, und angesichts der sehr beschränkten beruflichen Möglichkeiten von Frauen bot der Lehrberuf wenigstens eine gewisse Perspektive. Diese Fortbildung von Lehrerinnen bildet gewissermaßen die Keimzelle des Pensionates.



K. Scherzinger

Historisches Klassenzimmer in St. Ursula

Die Tage Vorderösterreichs sind gezählt. 1790 stirbt Joseph II. Die französische Revolution verändert nicht nur die Landkarten, Villingen wird württembergisch und kurze Zeit später badisch. Aber das Bildungskonzept der bürgerlichen Gesellschaft, von Rousseau grundgelegt, bleibt und wird prägend für das folgende Jahrhundert. Um auf Sophie zurückzukommen: Rousseau hatte ihr ja eine Aufgabe zugeteilt: Er schreibt: „Also muss die Erziehung der Frauen auf die Männer bezogen sein. Ihnen zu gefallen und nützlich zu sein, sich bei ihnen beliebt und geehrt zu machen, sie in ihrer Jugend zu erziehen und als Erwachsene zu umsorgen, ihnen zu raten und sie zu trösten, ihnen das Leben angenehm zu machen und zu versüßen, sind die Pflichten der Frau zu allen Zeiten, und die muss man ihnen lehren von Kindheit an.“²

² Jean-Jacques Rousseau, *Emile oder Über die Erziehung*, Übers. v. Josef Esterhues, Paderborn 21962 (Orig. 1762), S. 423

Meine Herren, der Knackpunkt dieser hoffentlich niemandem zu Kopf steigenden Idee liegt in der Notwendigkeit, dass die Frauen ja zunächst einmal zu diesen spezifischen Kompetenzen erzogen werden mussten, und da kommt nicht an erster Stelle die Aufgabe des „Versüßens“, sondern das Nützliche, die Erziehung der insbesondere männlichen Jugend, also der werdenden Männer, die eine bürgerliche Karriere machen sollten. Sie bedurften – dummerweise – einigermaßen gebildeter Frauen, die sie erziehen konnten. Da reichte das Lesen, Rechnen und Schreiben der Volksschule nicht unbedingt aus. Wer intelligente Männer haben wollte, musste sich zwangsläufig um die Ausbildung halbwegs gebildeter Frauen bzw. Mütter kümmern.

Entsprechend sah die Stundentafel der jungen Bürgerstöchter aus. In einer Einteilung der Stunden für die „Pensionaires“ des Villingener Instituts vom „4. Merz 1824“ gab es jede Woche immerhin 15 Wochenstunden französische und deutsche Sprachlehre, 4 ½ Wochenstunden Wiederholung der Grundkenntnisse (Lesen, Rechnen, Schreiben), 3 Stunden Naturgeschichte und Technologie, ferner Musik, Zeichnen, Gesundheits- und Höflichkeitslehre.³

Diese Stundentafel – speziell genehmigt für das Villingener Institut – unterscheidet sich nicht von dem, was andernorts üblich war, und ist durchaus typisch.

Dennoch, bis 1877 gab es überhaupt keine staatlichen Vorschriften, die das weiterführende Mädchenschulwesen im Land direkt reglementierten oder Vorschriften über die Dauer des Schulbesuches und die erreichbaren Qualifikationen enthielten. Für die erste Jahrhunderthälfte kann man daher für die Unterrichtsinhalte Folgendes zusammenfassen:

Es ging immer um eine „zeitgemäße“ Bildung, es ging auch um die Selbstdarstellung der bürgerlichen Eltern (und nur aus diesem Kreis kamen die Mädchen). Angestrebt wurde die vorbildliche bürgerliche Frau, deren höhere Bildung dem Bedarf des Mannes entsprechen sollte. In blumiger Formulierung war die Rede von „Herz und Verstand“, die gleich gebildet werden sollten. Es ging um wohlerzogene Töchter, frei von „leerer Oberflächlichkeit“. Angestrebt wurde die „harmonische Entwicklung und Ausbildung der leiblichen, geistigen und Gemütsanlagen“ (so einige Formulierungen in entsprechenden Stellungnahmen aus den dreißiger Jahren⁴). Unterrichtsfächer waren Fremdsprachen, vornehmlich Französisch, Realien (Naturwissenschaften, Mathematik, aber auch Geschichte zählte dazu) und die gewisser-

³ vgl. Kloster St. Ursula, Lehrinstitut (Hrsg.), 200 Jahre Kloster St. Ursula Villingen, Villingen-Schwenningen o. J. [1982], S. 42

⁴ vgl. Rupert Kubon, Weiterführende Mädchenschulen im 19. Jahrhundert am Beispiel des Großherzogtums Baden, Pfaffenweiler 1991, S. 80



Historisches Klassenzimmer in St. Ursula

maßen ‚weiblichen‘ Fächer, also alles, was zum hauswirtschaftlichen Bereich gehörte und was eher der Anstandserziehung diente.

Seit den sechziger Jahren verdichtet sich der Fächerkanon und fließt schließlich 1877 in die landesherrliche Verordnung über die höhere Mädchenschule ein, deren Lehrplan erstmals festgeschrieben wird.

Interessant ist der Vergleich zur männlichen Realschule: Die Gesamtstundentafel unterscheidet sich dabei nicht. Die Realschule enthält in sieben Schuljahren 217 Wochenstunden, die höhere Mädchenschule 219. Die gleiche oder fast gleiche Wochenstundenzahl wurde in den Fächern Religion, Geographie, Schreiben, Singen, Französisch und Englisch erteilt. Gewisse Unterschiede gab es in Deutsch und Geschichte, wo die Mädchen mehr Unterricht erhielten. Am gravierendsten fielen die Unterschiede in den Naturwissenschaften aus, wo der Unterricht der Jungen nahezu das Doppelte dessen der Mädchen betrug. Die gewonnenen Stunden fielen dem Handarbeitsunterricht der Mädchen zu.

Um noch einmal auf Rousseau zurückzukommen: Nach 115 Jahren sollte und konnte Sophie also durchaus etwas lernen. Nur was konnte sie damit anfangen? Sicherlich, für die bürgerlichen Väter war die Nichtverheiratung der Töchter eine Horrorvorstellung. Aber das, was inzwischen an Ausbildung geleistet wurde, war deutlich mehr als das, was für die tägliche Arbeit im Heim und am Herd gebraucht wurde. Der Rousseausche Widerspruch, wonach die Frau zwar quasi nur für das Innenleben der Familie zu sorgen hatte, gleichzeitig aber die jungen Männer mit erziehen können musste, die hinaus ins feindliche Leben sollten, verschärfte sich. Man kann eben nicht einfach zwischen dem Innenleben im Haus und in der Familie und dem, was für die Welt gebraucht wird, trennen. Das ging auch im 19. Jahrhundert nicht mehr.

Aus diesem Grund entsteht im Laufe der zweiten Jahrhunderthälfte durch die immer besser ausgebildeten Frauen der Druck, mit dem immer besseren Wissen auch etwas Berufliches anfangen zu können. Es gab zunächst nur einen scheinbaren Ausweg für die jungen Frauen, soweit sie nicht sofort wieder heirateten und sich damit zufrieden gaben: das Erlernte weiterzugeben.

Seit den vierziger Jahren schießen deshalb Einrichtungen der weiterführenden Mädchenschulbildung in Baden wie Pilze aus dem Boden. Im katholischen Villingen hat das Kloster eine Monopolstellung und eigenständige Pensionate sind nicht bekannt. Dennoch, beispielsweise in Heidelberg, werden im Schuljahr 1864/65 in 11 Instituten 295 Schülerinnen unterrichtet.

Aber auch hier in Villingen gibt es durchaus gebildete Frauen, die zumindest nicht gleich heiraten. Einige wiederum bleiben gleich im Kloster, und so gibt es 1860 immerhin 16 Lehrfrauen, die 300 Grundschüler und 70 Pensionatsschüler, davon 20 Externe unterrichten. Über die Übrigen, die nicht heirateten, wissen wir nichts.

Aber es wird deutlich, je stärker der Ruf nach besserer Schulbildung wird, desto stärker wird auch der Ruf nach Studium und weiterführender Berufstätigkeit außerhalb der Lehrerinnentätigkeit. Ohne auf die Einzelheiten dieser Entwicklung detailliert eingehen zu wollen, möchte ich mich darauf beschränken, sie mit einer außergewöhnlichen Frau bekannt zu machen: Hedwig Dohm. Sie lebte von 1831 bis 1919. Sie war verheiratet mit dem Schriftsteller und Schriftleiter des *Kladderadatsch* Ernst Dohm, war Großmutter der Katja von Pringsheim, der Frau Thomas Manns, sie schrieb einige durchaus erfolgreiche Lustspiele, war Pazifistin und gebar fünf Kinder.

In einer ihrer Streitschriften *Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau* setzt sie sich nicht nur in brillanter Weise mit einigen der ehrwürdigsten und anerkanntesten Professoren des damaligen Deutschlands auseinander, sie zerlegt in bewundernswerter Weise die Vorurteile ganzer Männergenerationen, die gegen das Frauenstudium ins Feld geführt wurden. Insbesondere setzt sie sich mit dem Münchner Physiologen und Anatom Prof. von Bischof über die Fragen auseinander, ob Frauen studieren dürfen, ob Frauen im Sinne ihrer Befähigung studieren können und ob Frauen studieren sollen.

Von Bischof hatte höchst pseudowissenschaftlich mit dem organischen Bau des weiblichen Körpers und mit den Gemüts- und Charaktereigenschaften der Frau seine ablehnende Haltung in diesen Fragen begründet. Hedwig Dohm hält dagegen.

So wenn es darum geht, aus der angeblich geringeren Gehirnmasse der Frauen deren Unfähigkeit für höhere Geisteskultur zu begründen: Hedwig Dohm: „Meine Kenntnis physiologischer Dinge ist gleich Null, dennoch weiß ich, was selbstverständlich der Herr Professor tausendmal besser wissen muss als ich, dass man aus anderen Verschiedenheiten des männlichen und weiblichen Organismus ganz andere entgegengesetzte Schlüsse ziehen kann und gezogen hat. ... So wog das Gehirn des großen Vordenkers auf mathematischem Gebiet Gauß 1492 g, das des geistreichen Chirurgen Dupytren nur 1487 g, des bahnbrechenden Philologen Herrman nur 1358 g, während das Gewicht des Gelehrten Hausmann, eines hochgewachsenen Mannes, nur 1226 g betrug, mithin nicht einmal den Mittelschlag des Hirngewichtes bei Weibern erreichte. Das Größenverhältnis der Masse bestimmt also die Leistungsfähigkeit des Gehirns nicht.



Ein historischer Schlafsaal in St. Ursula

Im Anhang hebt Herr von Bischof uns des weiteren die Unterschiede des weiblichen und männlichen Körperbaus auseinander. Seltsam und unerklärlich, kann man wirklich aus dem Umstand, dass der Mann sich eines schnelleren Stoffwechsels als die Frau befleißigt, folgern, er müsse alle einträglichen Beamtenstellen versehen, während Küche und Nähmaschine ihr Departement ist?“⁵

⁵ Hedwig Dohm, Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau, Reprint der Ausgabe Berlin 1874, Zürich 21982, S. 86

Man könnte aus diesem Werk noch lange rezitieren, und wenn Sie etwas Vergnüglichen Lesen wollen, kann ich ihnen den Nachdruck nur empfehlen, doch lassen Sie mich zurückkommen auf unser Thema.

Im Großherzogtum Baden vollzieht sich im Gegensatz zum übrigen Deutschen Reich die Weiterentwicklung der weiterführenden Mädchenschulbildung bis 1900 weitaus weniger konfliktreich.

Dies verdeutlicht eine Umfrage der Universität Freiburg vom Jahr 1897 hinsichtlich des Zugangs von Frauen zum Studium. Zusammengefasst zeigt sich darin, dass es ein deutliches Südwest-Nordost-Gefälle gab, bei dem in Freiburg selbst und in Heidelberg die größte Offenheit herrschte, während in Königsberg grundsätzlich jede Frau vom Campus ferngehalten werden sollte.

So konnten sich an den beiden Hochschulen des Großherzogtums erstmals im Jahr 1900 Frauen ordentlich immatrikulieren, womit zumindest formal der wichtigste Schritt zur Gleichberechtigung im Bildungswesen erreicht war.

Aber die formale Entwicklung war das eine. Die Geschlechterrollen hatten sich damit noch nicht entscheidend verändert.

Sophies Rolle war angeknackst, wurde aber noch nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Zwar hatten die Rousseauschen Argumente letztlich dazu geführt, dass man im Bildungsbereich den Frauen nichts mehr vorenthalten durfte, denn den Männern waren die Argumente ausgegangen. Aber zumindest an der Aufgabenteilung, hier Heim und Herd, dort das feindliche Leben in der Welt, änderte sich nur zögernd etwas.

Es gab sogar Tendenzen, die die Entwicklung eher erschwerten, denn beispielsweise die Übernahme der Verantwortung des Staates für die Unterrichtsinhalte in Baden seit 1877 führte dazu, dass verstärkt wiederum auch die Lehrerinnen eher aus dem Bildungswesen abgedrängt wurden. Es waren vorwiegend Männer, die unterrichteten. Das oft von Frauen initiierte und geführte Privatschulwesen erlebte einen deutlichen Niedergang. Der Staat reglementierte zumindest bis zum Ersten Weltkrieg die Ausbildung und Anstellung der Lehrerinnen an öffentlichen Schulen nicht nur im weiterführenden, sondern auch im Grundschulbereich.

In Villingen hatten wir wie in anderen Städten, in denen Mädchenunterricht durch Klosterfrauen geleistet wurde, naturgemäß eine etwas andere Situation. Hier wurden die Mädchen nahezu ausschließlich von Frauen unterrichtet.

Die Entwicklung der letzten 90 Jahre seit dem Ende des Ersten Weltkrieges sind aber durch grundsätzlich neue Tendenzen gekennzeichnet. Nachdem die formalen Ausbildungsschranken weggefallen waren, stieg insbesondere in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Zahl der Studierenden in den Hochschulen stark an,



Schülerinnen beim Ballspiel im Pausenhof

und auch die formalrechtlichen Tätigkeitsstricken fielen vorerst und weitgehend. Studierten 1908 nur 1.172 Frauen in Deutschland, waren es 1931 bei gleichzeitig 67.044 männlichen Studenten bereits 22.084 weibliche. Auch wenn insbesondere hinsichtlich der Fächer eine deutliche Ausweitung etwa hin zu Medizin und Jura stattfand, war doch das primäre Ziel der Lehrberuf, und so standen Anfang der dreißiger Jahre auch bereits rund 20 % aller weiterführenden Schulen für Mädchen unter weiblicher Leitung.

Zudem hatte sich der Fächerkanon geändert. In Baden wurde die höhere Mädchenschule bereits 1909 im Fächerkanon dem der Realschulen für die männliche Jugend gleichgestellt. Entsprechend erfolgte die Umbenennung in Mädchenrealschulen. Gleichzeitig war bis weit ins letzte Jahrhundert hinein der weiterführende Unterricht für Mädchen und Jungen getrennt. Dies mag sicherlich ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, dass der eigentlichen Geschlechterrolle im Unterricht vorerst nicht die Beachtung geschenkt wurde, wie sich dies seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts durchsetzte.

Denn wenn auch die Zahl der Lehrerinnen in den letzten hundert Jahren kontinuierlich zunahm und lediglich durch das Dritte Reich einen Einschnitt erfuhr (so wurden in den dreißiger Jahren wieder Quoten für Studentinnen eingeführt), war doch das Lehrmaterial eindeutig männlich dominiert.

Wenn wir uns an die Fibeln unserer Grundschulzeit erinnern (Peter spielt mit der Eisenbahn, Jutta hat ein neues Kleid für ihre Puppe) oder an die Textaufgaben im Rechenunterricht (Mutter kauft 5 Kilo Kartoffeln auf dem Wochenmarkt, das Pfund kostet 30 Pf, wie viel kosten die Kartoffeln?), wenn wir an die Mustertexte im Fremdsprachenunterricht denken, dann werden wir aus heutiger Sicht vielleicht in

erschreckendem Umfang die klaren Rollenbilder wiedererkennen. Rousseau ließ also immer noch grüßen.

Der wichtigste Einschnitt für die Geschlechterrollen in der schulischen Bildung des letzten Jahrhunderts erfolgte mit der Einführung der Koedukation. Zwar hatten sich in den zwanziger Jahren einige weiterführende Jungenschulen für Mädchen geöffnet, doch blieb dies die Ausnahme. Auch die katholische Kirche wehrte sich lange Zeit gegen die Koedukation, und Papst Pius XI. hatte in seiner Enzyklika über die christliche Erziehung *Divini illius magistri* ausdrücklich dagegen Stellung genommen. Während des Dritten Reiches verhinderte Adolf Hitlers Mutter-Ideologie, die für beide Geschlechter unterschiedliche Erziehungs- und Bildungsziele bedingte, eine Fortführung der in den zwanziger Jahren begonnenen Entwicklung. Für Mädchen war nur der Besuch eines neusprachlichen oder hauswirtschaftlichen Zweigs der Oberschule möglich, des Jungengymnasiums nur über ministerielle Sondergenehmigung.

Ein grundlegender Einstieg in die Koedukation erfolgte erst nach dem Zweiten Weltkrieg. In der Sowjetischen Besatzungszone und folgend in der DDR wurde die Koedukation unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt. In der Bundesrepublik dauerte die flächendeckende Einrichtung bis in die siebziger Jahre.

Doch zumindest in den ersten Jahrzehnten brachte eben gerade diese Koedukation keine Veränderung im Rollenverhalten mit sich. Denn es stellte sich heraus, dass die tradierten Geschlechterrollen gerade in der Koedukation sogar noch stabiler überlebten als in geschlechtsgetrennten Schulen. Bereits Ende der siebziger Jahre erschienen in den USA und in der Bundesrepublik Studien zu Interaktionen im Schulalltag, zwischen LehrerInnen und SchülerInnen und zwischen Jungen und Mädchen, sowie zu Geschlechterstereotypen bei den SchülerInnen und zum Zusammenhang von Schulerfolg, Selbstvertrauen und Geschlechtszugehörigkeit mit sehr kritischen Resultaten.

So zeigte sich beispielsweise, dass Jungen mehr Aufmerksamkeit (Lob und Tadel) durch LehrerInnen erhielten. Die Interaktion zwischen Schülern und Schülerinnen, aber auch gegenüber LehrerInnen wurde von den Jungen beherrscht. Die Lehrinhalte und Unterrichtsmaterialien wurden von den Interessen der Knaben dominiert. In den Schulbüchern fanden sich immer noch Rollenklischees in Wort und Bild. Besonders ausgeprägt zeigte sich dies in naturwissenschaftlichen Fächern, wo automatisch Jungen gegenüber Mädchen bevorzugt behandelt wurden. Dabei war die

Benachteiligung von Mädchen durch die Interaktionen im Unterricht den Beteiligten kaum bewusst und ein Wandel dadurch sehr schwierig; bereits geringe Veränderungen in der Aufmerksamkeitsverteilung bewirken bei den Beteiligten das subjektive Gefühl einer Bevorzugung von Mädchen.

Umgekehrt zeigte sich beispielsweise, dass Studienanfängerinnen in naturwissenschaftlichen Fächern oder Ingenieurwissenschaften überproportional Absolventinnen reiner Mädchengymnasien waren. So trat gerade in den achtziger Jahren eine verstärkte Ernüchterung in der Bewertung der Koedukation auf. Viele feministischen Pädagoginnen revidierten ihre ursprünglich positive Einstellung gegenüber der Koedukation. Sie wurde zum bildungspolitischen Thema und erstmals breit diskutiert. Eigene feministische Mädchenschulen wurden als Lösung erwogen und teilweise auch versucht. Auch die traditionsreichen katholischen Mädchenschulen der Schulorden erlebten teilweise einen neuen Aufschwung. Ausgerechnet in dieser Phase entschieden sich die Ursula-Schulen in Villingen zur Einführung der Koedukation (1986/87).

War das nun Fort- oder Rückschritt?

Inzwischen sind wiederum zwanzig Jahre vergangen. Die Abschaffung der Koedukation, von mir selbst noch im Ausblick meiner Promotion vor 18 Jahren cursorisch diskutiert, ist heute eigentlich kein Thema mehr. Die aktuelle Geschlechterdebatte in der Schulpädagogik wird durch ein anderes, völlig neues Thema geprägt. Plötzlich sind es die Jungs, die Emiles des 21. Jahrhunderts, die ins Hintertreffen geraten zu sein scheinen. Frauen haben die Männer im Hinblick auf die Schulbildung nicht nur eingeholt, sondern bereits überholt. Nach dem letzten Gender-Report der Bundesregierung werden Mädchen in Deutschland im Durchschnitt früher eingeschult, sie wiederholen seltener eine Klasse und besuchen häufiger ein Gymnasium als Jungen. Auch beim Studium haben Frauen inzwischen trotz der nach wie vor vorhandenen männlich und weiblich dominierten Studiengänge gleichgezogen, und selbst wenn Frauen nach wie vor in Führungspositionen in der Minderheit sind, holen sie hier, insbesondere in Westdeutschland, gewaltig auf.

Da stellt sich vielleicht am Ende meiner Ausführungen die Frage, wo denn im Hinblick auf die Geschlechterrollen die Aufgabe einer katholischen Schule bestehen könnte, die in den 225 Jahren ihrer Geschichte hier vor Ort das vollzogen hat, was ich in meinem Vortrag dargestellt habe, den Wandel der Geschlechterrolle in der schulischen Bildung.

Ich denke, dass es Aufgabe gerade dieser Schule sein kann und soll, den Menschen in seiner Ganzheitlichkeit, in seiner Würde als Frau und Mann zu fördern. Ich denke, dass es zumindest bei uns immer weniger die Geschlechterrollen sind, die Menschen in ihrer Entwicklung einschränken und beschneiden. Allein die demographische Entwicklung hat hier gewirkt und wird noch stärker wirken. Andere Aspekte, vom Migrationshintergrund angefangen bis hin zur immer stärkeren sozialen Separierung, sind in den Vordergrund getreten. Hier sollte und könnte vielleicht eine katholisch christliche Schule ihre Schwerpunkte in der Zukunft setzen.

Rousseaus Sophie als Partnerin von Emile hat in ganz anderer Weise, als sich das der französische Philosoph ausgedacht hat, in der Tat gleichberechtigt ihre Schuldigkeit getan. Auf Emile und Sophie warten neue Aufgaben.

Die historischen Fotos stammen aus dem Postkarten-Portfolio *Lehr- und Erziehungs-Institut St. Ursula Villingen (Schwarzwald)* der Graph. Kunstanstalt Kettling & Krüger Schalksmühle/Westfalen o. J. [um 1930], Nr. 9047, 9048, 9053 und 9061

Zum Verfasser:

Dr. Rupert Kubon, geb. 1957 in Friedrichshafen, studierte Deutsch und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien in Konstanz und Freiburg i. Br. Seine Dissertation ist 1991 unter dem Titel *Weiterführende Mädchenschulen im 19. Jahrhundert am Beispiel des Großherzogtums Baden* (Centaurus-Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler) erschienen. Im Jahr 2003 wurde er als Kandidat der SPD zum Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen gewählt.

Klaus Salzmann

**„Ich war auf dem Weg,
auf der Suche nach einem
eigenen Leben“.**

**Eine Unterrichtseinheit in
der Kursstufe Deutsch zu
der Erzählung
„Abschied von den Eltern“
von Peter Weiss**



Dieser Satz beendet die Erzählung von Peter Weiss: Abschied von den Eltern. Diesen Satz könnten ebenso Karl Moor, Michael Kohlhaas und Josef K., die Protagonisten der Sternenthemen im Fach Deutsch, gesagt haben, bevor sie an der Gesellschaft, dem Leben und vor allem an sich selbst scheiterten. Ebenso steht der Satz exemplarisch für viele junge Menschen, die ihren Platz im Leben suchen.

Ein Autor wird wiederentdeckt

Über 25 Jahre sind seit dem Tod von Peter Weiss am 10. Mai 1982 vergangen. Zahlreiche Veröffentlichungen über sein Werk, sein Leben und seine Bedeutung sind in den letzten beiden Jahren auf dem Markt erschienen. Eine umfassende Biographie von Jens-Fietje Dwers, der umfangreiche und aufschlussreiche Briefwechsel mit seinem Verleger Siegfried Unseld und die Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1960/61 (Das Kopenhagener Journal) werfen einen neuen Blick auf den schwierigen, oft sperrigen Autor, der für die 60er und 70er Jahre eine zentrale Bedeutung einnimmt. Die aktuellste Neuerscheinung ist das Pariser Manuskript von Peter Weiss aus dem Jahre 1950, „Füreinander sind wir Chiffren“, das im Frühjahr 2008 erschienen ist.

Peter Weiss gilt durch seine Dokumentarstücke wie „Marat/Sade“ (1964) und „Die Ermittlung“ (1965) als einer der weltweit erfolgreichsten Bühnenautoren. Im Januar 2008 kam es zu einer vielbeachteten Uraufführung des Stückes „Inferno“ am Staatstheater in Karlsruhe, die aufzeigte, dass das Thema Vergangenheitsbewältigung in Deutschland nichts an seiner Aktualität verloren hat. Ebenso konnte Weiss als Prosaautor durch zwei Werke seinen Platz in der Literaturgeschichte einnehmen. Zum einen sein Hauptwerk „Die Ästhetik des Widerstands“ aus den 70er Jahren, das als preisgekröntes Hörspiel 2007 neues Publikum fand. Hier wird der kommunistische Widerstand gegen das faschistische System in einer „Wunschbiographie“

von Peter Weiss anschaulich geschildert. Zum anderen seine Erzählung „Abschied von den Eltern“.

Abschied von den Eltern

In seinem Schlüsselbuch „Abschied von den Eltern“ aus dem Jahre 1961 setzt sich der Autor als Ich-Erzähler nach dem Tode der Eltern mit seiner Biographie auseinander – Wunschbild, Realität, Fiktion und Stilisierung fließen ineinander. Peter Weiss beschreibt darin seine Auseinandersetzung mit seiner Kindheit und Jugend, seine Suche nach Identität, Freundschaft und Sexualität, den Ausdrucksmöglichkeiten in der Kunst und der Sprache und seine Rolle in der Gesellschaft. All diese Fragen sind zeitlos und stellen sich jungen Menschen heute genauso wie vor 47 Jahren. Prägende Erfahrungen für den jungen Peter Weiss sind die Dominanz seiner Eltern, der frühe Tod der geliebten jüngeren Schwester, die Emigration nach England, Böhmen und Schweden, da der Vater Jude ist, sowie seine Reise 1938 zu Hermann Hesse, der zu einem Mentor für Peter Weiss wird.

Das Selbstbildnis aus dem Jahre 1938 zeigt den damals 22jährigen Peter Weiss isoliert in einer kargen Umwelt – nur hinter den Mauern ist Leben erkennbar, dargestellt durch Fahnen und ein Rad, das einen Rummelplatz andeuten könnte. Der Gesichtsausdruck ist ernst, dennoch offen. Die Gleise, auch wenn sie nicht befahren sind,

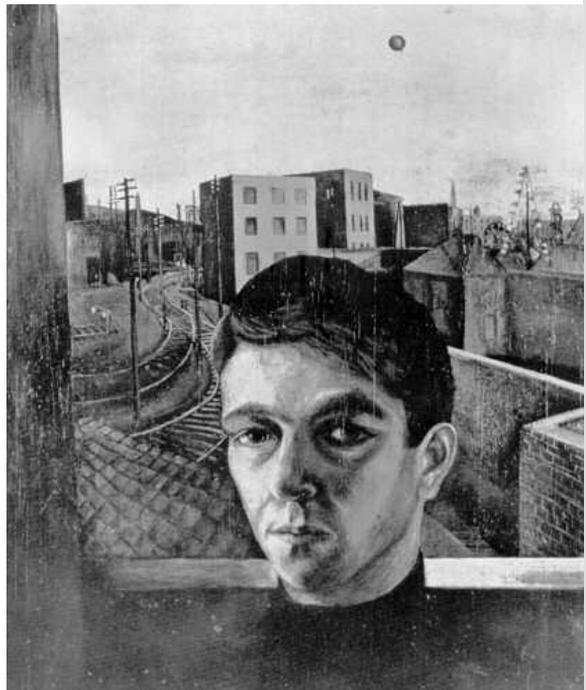


Abb. 1: Selbstbildnis Peter Weiss 1938: Öl auf Holz

könnten einen möglichen Aufbruch andeuten. Isolation, Mauern, Aufbruch – zentrale Themen des Buches „Abschied von den Eltern“. Beginnt das Buch mit der Übermacht der Eltern, so ist am Ende doch eine Entwicklung, eine Loslösung erkennbar: „Ich war auf dem Weg, auf der Suche nach einem eigenen Leben“.

Aufbau der Unterrichtseinheit

Das Werk von Peter Weiss bietet neben der inhaltlichen Auseinandersetzung zahlreiche Bezüge zu Literatur, Geschichte, Kunst und Musik. Im Folgenden werden exemplarische Stunden (fett gesetzt) ausführlicher behandelt, wobei auch Zusatzmaterialien herangezogen werden. Die anderen Stunden werden zusammenfassend dargestellt.

Stunde	Thema	Zentrale Textstellen aus „Abschied“	Zusätzliche Texte / Medien
1	Peter Weiss - eine Biographie (I)		Videsequenz: Der Unzugehörige
2/3	Einstieg in die Erzählung	S. 9	
4	Inhalt der Erzählung		
5	Peter Weiss - eine Biographie (II)		Videsequenz: s.o.
6/7	Die Beziehung zu den Eltern	S. 48/2 bis 49/18	
8/9	Kindheitslektüre	S. 51/4 bis 58/35	Der Struwelpeter
10/11	Die Bedeutung der Freundschaft	S. 90/11 bis 96/1	Bach Doppelkonzert
12/13	Geteilte (fingierte?) Erinnerung	S. 12/31-14/14	Irene Weiss-Eklund
14/15	Die Beziehung zu Hermann Hesse	S. 98/29 bis 100/31	Briefwechsel mit Hesse
16	Die Situation im Exil		Ausschnitt aus dem Hörbuch „Die Ästhetik“
17	Exkurs: Auschwitz		Peter Weiss: Meine Ortschaft
18	Peter Weiss und die Malerei		Graphiken zum Werk
19	Die Bedeutung der Sexualität		
20	Traumdeutung	S. 120/8 bis 121/2	Informationen über Freud/Traumdeutung
21	Auswertung der Unterrichtseinheit		Plakate
22-24	Klausur		

Exemplarische Einzelstunden

Einstieg in die Erzählung

- (1) *Ich habe oft versucht, mich mit der Gestalt meiner Mutter und der Gestalt meines Vaters auseinanderzusetzen, peilend zwischen Aufruhr und Unterwerfung.*
 - (2) *Nie habe ich das Wesen dieser beiden Portalfiguren meines Lebens fassen und deuten können.*
 - (3) *Bei ihrem fast gleichzeitigen Tod sah ich, wie tief entfremdet ich ihnen war.*
 - (4) *Die Trauer, die mich überkam, galt nicht ihnen, denn sie kannte ich kaum, die Trauer galt dem Versäumten, das meine Kindheit und Jugend mit gähnender Leere umgeben hatte.*
 - (5) *Die Trauer galt der Erkenntnis eines gänzlich missglückten Versuchs von Zusammenleben, in dem die Mitlieder einer Familie ein paar Jahrzehnte lang beieinander ausgeharrt hatten.*
 - (6) *Die Trauer galt dem Zuspät, das uns Geschwister am Grab überlagerte und das uns dann wieder auseinandertrieb, ein jedes in sein eigenes Dasein.*
- (Peter Weiss: Abschied von den Eltern, S. 9)

Die folgenden Arbeitsaufträge sind übernommen aus den Unterrichtshilfen von Florian Radvan (Oldenbourg, S. 119):

Reduzieren Sie jeden der ersten sechs Sätze auf ein Schlüsselwort.

Welche Beziehung zu den Eltern wird aus diesen Zeilen ersichtlich?

Wie könnte der Anfang fortgesetzt werden? Schreiben Sie weitere fünf bis acht Sätze und orientieren Sie sich dabei an der vorgegebenen Stimmung, Form und Wortwahl.

Durch die reduzierte und verlangsamte Wahrnehmung des Erzählanfangs (Sätze wurden einzeln auf einer Folie langsam aufgedeckt) konnte eine Neugierde auf den Text und eine erste Auseinandersetzung erreicht werden. Schon der Gegensatz im ersten Satz: „Aufruhr und Unterwerfung“ weckte die Aufmerksamkeit der Schülerinnen und knüpfte an eigene Erfahrungen an. Durch die Methode der Reduktion und eigenen Weiterführung des Inhalts in einer angemessenen sprachlichen Form konnten sogleich die Eigenheiten dieser Erzählung angedeutet und besprochen werden.

Da die Schülerinnen ein größeres Stück der Lektüre (bis S. 77) lesen und dabei Notizen über das Verhältnis zu Vater und Mutter machen sollten, verwendete ich die nächste Stunde, um die Biographie durch den preisgekrönten Dokumentarfilm „Der

Unzugehörige: Peter Weiss“ vorzustellen. Dabei wird deutlich, wie sehr Peter Weiss mit den künstlerischen Ausdrucksmitteln der Literatur, des Theaters und der Malerei auf die Gewalt und Kriege sowie die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts reagiert. Nach der Klärung der wichtigsten inhaltlichen Fragen wurde die Beziehung des Protagonisten zu seinen Eltern anhand der Notizen der Schülerinnen gegenübergestellt, wobei die berühmte Szene am Nachmittag (S. 48f.), die bereits als ZK-Text Verwendung fand, ausführlich besprochen wurde.

Kindheitslektüre

Auf Seite 53-58 beschreibt Peter Weiss die prägende Wirkung der Lektüre seiner Kindheit. Anschaulich wird seine Faszination an Geschichten der Bibel, verschiedenen Märchen und Abenteuergeschichten. Am spannendsten und aussagekräftigsten sind jedoch seine Einschätzungen zu einem Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, der auch bei den Schülerinnen ganz kontroverse Erinnerungen hervorrief: Der Struwwelpeter. Nahezu bei allen Schülerinnen bekannt, ruft er heute noch Ablehnung, Angst, wohliges Grauen und auch kindliche Freude hervor. Es war sehr interessant, einzelne Geschichten neu zu lesen und die Emotion heute mit der erinnerten zu vergleichen. Peter Weiss beschreibt, welche ungemeine Faszination diese Geschichten auf ihn ausübten, denn sie führten ihm *„alle meine eigenen Gebrechen, Schrecken und Gelüste vor“* (S. 53). Am Beispiel des Suppenkaspar wird das deutlich:

„... da war der Suppenkaspar mit dem strengen, hageren Vater und der rundlichen Mutter, und seine Worte, meine Suppe eß ich nicht, nein meine Suppe eß ich nicht, waren meine eigenen Worte, ich selbst war es, der auf dem Stuhl hin und herschaukelte und beim Sturz das Tischtuch mit den Tellern und Gerichten in die Tiefe riß. Das war die Rache. Da hatten sie es für all ihr Zetern und Mahnen. Und dann das Wunschbild des Sterbens. Das Hungern war meine Vergeltung, mit dem Hungern strafte ich sie, den hageren Mann, die dicke Frau, süß war die Rache, in der ich selbst mit drauf ging. Dies alles im Bild zu sehen erleichterte mich, ein Teil des inneren Druckes war nach außen gezaubert worden“. (S. 53f.).

Hier vermischt Peter Weiss wissentlich oder unwissentlich den Suppenkaspar mit dem Zappel-Philipp, der mit dem geschilderten und projizierten Elternpaar am Tisch sitzt. Hier findet eine Spiegelung des ersten Satzes der Erzählung statt: Zwischen den Portalfiguren sitzt der Junge, dessen Haltung zwischen Aufruhr und Unterwer-



Abb. 2: Der Zappelphilipp

fung liegt und im gewünschten Bild die Aufruhr gegen die Eltern verwirklicht. Auch der Satzesatz der Lektüre klingt in einer Struwwelpetergeschichte an:

„Und auch andere konnten durch die Luft fliegen, sieh nur den Jungen unterm Schirm. Meine Kindheit ist eingetränkt in die gläserne Klarheit dieses Bildes, hoch in der Luft der Fliegende am kleinen roten Schirm, fortgeweht über die Bäume und das grüne Feld und die weiße Kirche, und hinter ihm die schwarze Wolke mit dem schräg hervorbrechenden Regenguß.“

(S. 54).

Der ungehorsame Robert geht nicht auf den guten Ratschlag ein („bleiben Mädchen oder Buben hübsch daheim in ihren Stuben“), sondern tut das Unvernünftige und erlebt einen Höhenflug – auch hier eine zunächst unerfüllte Projektion, da der Erzähler bei Peter Weiss auf seinen Vater hören muss, der dessen beruflichen Werdegang für ihn bestimmen will: „Ich schlage vor, dass du in die Handelsschule eintrittst und dann in mein Kontor kommst“ (S. 49).

Einen möglichen Ausbruch aus der Enge des Elternhauses bietet die Freundschaft zu Jacques (Stunde 10/11, vgl. Graphik bei



Abb. 3: Der fliegende Robert

Radvan, S. 128). Das im Text angesprochene Bach Doppelkonzert bietet als Hörbeispiel (2. Satz, Largo, ma non tanto) eine sinnliche Wahrnehmung dieser Freundschaft im Wechsel- und Zusammenspiel der beiden Geigen.

Geteilte (fingierte?) Erinnerung

Bei der Besprechung des Inhalts tauchte häufig die Frage auf, inwieweit diese Erzählung den Tatsachen entspreche – vor allem bei der Schilderung der inzestuösen Beziehung zu seiner jüngeren, früh verstorbenen Schwester (S. 59). Aufschluss über Wahrheitsgehalt, Erinnerung, Wunschbiographie und Projektionen gibt ein Text der Schwester von Peter Weiss, die in ihrem Erinnerungsbuch deutlich von der Darstellung in „Abschied von den Eltern“ abweicht:

Irene Weiss-Eklund: Auf der Suche nach einer Heimat

„Die Hinterlassenschaft der Eltern sollte unter uns fünf Kinder verteilt werden. Es war schrecklich wie ein böser Traum. An manchen Tagen beteiligte ich mich an der Auseinandersetzung, an anderen ging es mir so schlecht, dass ich nicht nach Lillgärden gehen konnte. Wenn Gunnar mich nicht vertreten hätte, hätte ich wohl gar nichts bekommen.

Der große Esstisch war ausgezogen. Peter saß am Kopfende und wollte als ältester Weiss-Sohn alles bestimmen. Wir anderen saßen um den Tisch, als die Inventarlisten vorgelegt wurden. «Ich bekomme Papis Siegelring, Randi bekommt Muttis Perlen», sagte Peter. Alexander wollte Muttis Ehering, eine Schwägerin erklärte, meine Mutter habe ihr den Ring versprochen. «Und die einzige Tochter bekommt nichts?», hörte ich Gunnars Stimme wie durch einen Nebel. Ich war so unglücklich, dass ich es einfach nicht über mich brachte, mich an dieser aufreibenden Diskussion zu beteiligen, bei der sich alle so viel wie möglich sichern wollten. In Gedanken sah ich meine Mutter in der Tür stehen und entsetzt ausrufen: «Was macht ihr Kinder denn, wollt ihr unser Zuhause zerstören?» Ihre geistige Anwesenheit bei der Aufteilung ihres Zuhauses war so greifbar, dass ich kaum wusste, was hier Traum oder Wirklichkeit war. Peter war der Herrscher des Tages und traf ruhig und voller Autorität alle Entscheidungen. Eine teure Brosche und ein wertvoller Ring sollten verkauft, der Erlös unter uns fünf Kindern aufgeteilt werden. Ich wünschte mir die Vitrine und den Sekretär meiner Mutter, nicht weil es sich um wertvolle Möbel gehandelt hätte, sondern weil sie für mich von nostalgischer Bedeutung waren. Sie hatten schließlich mein Leben lang in unserem Zuhause gestanden. [...]

Alexander bekam die Schlafzimmermöbel meiner Eltern, das große geschwungene

beige Sofa mit Tisch und Stühlen, eine sehr schöne altmodische Stehlampe und Teppiche. Arwed bekam einige Bücherregale und die großen Plüschsessel. Alles wurde geteilt, Bettwäsche, Porzellan, Silber, alles. Peter nahm seine eigenen Bilder. Alles, was niemand haben wollte, wurde an eine Firma verkauft, die Nachlässe auflöste.

Als Gunnar und ich eines Abends ziemlich bedrückt nach Hause gegangen waren, teilten sich Peter und Alexander die Bücher aus der großen Bibliothek. Als Gunnar dann am nächsten Morgen nach Lillgärden kam, fragte er aufgebracht «Warum habt ihr die Bücher ohne uns verteilt und für uns nur wertlose Unterhaltungsliteratur übrig gelassen?» Peter antwortete: «Hier bekommst du General Mannheims Memoiren, die sind doch interessant.» Gunnar war außer sich vor Zorn. Er fand, dass Peter meinen schlechten Zustand ausnutzte. Schließlich ging eine alpträumhafte Woche ihrem Ende entgegen. Peter kümmerte sich um alle Wertpapiere und persönlichen Dokumente. Er riss Bilder aus den Fotoalben. Alles, was einen Wert besaß, nahm er an sich, ohne uns auch nur ein Wort zu sagen. Er steckte auch einen Teil der Tagebücher und Briefe meiner Mutter ein, der Rest wurde im offenen Kamin verbrannt. Hier waren zwei Existenzen ausgetilgt worden, die dieses Zuhause geschaffen, es behütet und durch alle Emigrationen gerettet hatten. Das traf mich am meisten. Jeder Gegenstand in diesem Haus hatte seine besondere Geschichte gehabt. Vom kornblumenblauen leicht angestoßenen Frühstücksservice bis zu dem großen echten Teppich, den mein Vater zum sechzigsten Geburtstag von der Silfa bekommen hatte. Der jetzt leere Wäscheschrank meiner Mutter duftete noch immer nach ihrem Parfüm. Ich glaubte, sie zu sehen, wie sie in der Küche in einem Topf rührte, immer beschäftigt, während mein Vater vor dem Radio in die Nachrichten versunken war.“

(aus: Irene Weiss-Eklund: Auf der Suche nach einer Heimat: Das bewegte Leben der Schwester von Peter Weiss. München: Scherz 2001, S. 150-152).

Aufgaben:

Benennen Sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu PW, Abschied, S. 12/31-14/14 in inhaltlicher und stilistischer Art.

Überprüfen Sie den Wahrheitsgehalt von PW, Abschied als Autobiographie.

Der Textvergleich verdeutlicht, wie unterschiedlich Peter Weiss seine eigene Rolle bestimmt im Gegensatz zu seiner Schwester. Hier wird anschaulich gemacht, wie sehr „Abschied von den Eltern als literarisches Werk zu betrachten ist, das sicherlich von den individuellen Erinnerungen des Autos ausgeht, dennoch aber wertend, verdichtend, verändernd und beschönigend literarisch gestaltet ist. Nachweisbar jedoch ist der Kontakt zu einem der bedeutendsten Schriftsteller, den Peter Weiss zeit seines Lebens verehrt hat und der für ihn als jungen Menschen eine ganz besondere Bedeutung gehabt hat: Hermann Hesse.

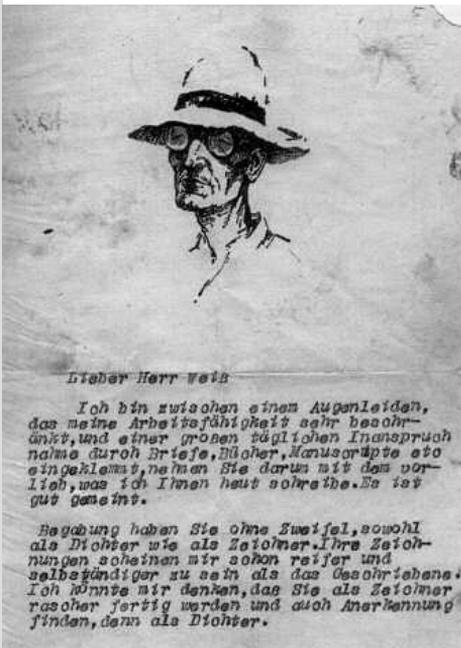


Abb. 4: Erste Seite von Hesses Antwortbrief an Peter Weiss vom 21.1.1937

Die Beziehung zu Hermann Hesse

Aus dem Briefwechsel mit Hermann Hesse

„Verehrter Herr Hesse, obgleich ich weiss, dass viele jungen Menschen Sie mit Briefen und Manuskripten überschütten, um Rat oder Hilfe von Ihnen zu erhalten, und Sie deshalb mit Post und allerlei Geschreibsel im Übermass bedacht sind, wage ich es, Sie auch mit meiner Sendung zu beglücken. Bei mir ist es so: Ich bin durch allerlei Umstände, mit deren Auslegung ich Sie nicht langweilen will, in ein kleines Nest an der böhmischen Grenze vertrieben, der Wind hat mich sozusagen dort hingeweht. Und nun sitze ich hier in meiner kleinen Stube, male, dichte und musiziere nach Herzenslust. Doch ach! Davon kann ich nicht leben. Ich muß in diesem Lande bleiben, dessen Pass ich besitze und es ist nicht mein Vaterland oder meine Heimat. Ich kenne keinen Menschen, weil ich es immer gleich

mit allen verderbe; oder ich werde enttäuscht, weil ich mir im Voraus gleich zu viel unter ihnen vorstelle. Ich habe schon eine Menge Dinge bisher versucht, obgleich ich gerade erst zwanzig Jahre zähle, hielt es in der Schule nicht mehr aus, ging hierhin und dorthin und war nirgends überzeugend glücklich. Ich weiss, dass ich Maler und Dichter bin oder einmal werde, aber es ist schwer, heute auf diese Art sein Leben zu verbringen, vor allem, wenn man weniger mit seinen Gedanken im heutigen Tun und Treiben mit all seinem Motorengedröhn und der Unterhaltungsmusik steht, als in romantischen Gefilden. Ich suche also nach einem Weg und kann ihn nicht finden. Ich schreibe, weiss nicht, ob es gut ist oder schlecht – denn ich lese es für mich allein. Ich male und weiss nicht, ob es gut ist, denn ich male nur für mich allein. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen etwas vorklage, der ich doch nur ein Ihnen fremder, ferner Mensch bin, von dem Sie nichts wissen. Aber ich schreibe Ihnen nur, weil ich so viel von Ihnen weiss – und weil Sie für mich der Meister sind ... Das Manuskript enthält nun allerlei, was ich mir ausgedacht und überlegt habe, Geschichten, Bilder und Gedichte. Wenn Sie Zeit und Lust haben, sehen Sie sich alles bitte an; der Gedanke ist schön, dass mein Büchlein unter Ihren Augen auf dem Schreibtisch liegen soll.

Ihr Peter Ulrich Weiss“

An Herrn Ulrich Weiss

C. S. R. 21. Januar 1937

„Lieber Herr Weiss

Ich bin zwischen einem Augenleiden, das meine Arbeitsfähigkeit sehr beschränkt und einer grossen täglichen Inanspruchnahme durch Briefe, Bücher, Manuskripte etc. eingeklemmt, nehmen Sie darum mit dem Vorlieb, was ich Ihnen heute schreibe. Es ist gut gemeint. Begabung haben Sie ohne Zweifel, sowohl als Dichter wie als Zeichner. Ihre Zeichnungen scheinen mir schon reifer und selbständiger zu sein als das Geschriebene. Ich könnte mir denken, dass Sie als Zeichner rascher fertig werden und auch Anerkennung finden, denn als Dichter. Vielleicht schicken Sie einmal, mit Berufung auf mich, einem Verleger eine Auswahl von Ihren Federzeichnungen mit der Anfrage, ob er nicht gelegentlich etwas für Sie zu zeichnen hätte, etwa einen Buch-Umschlag oder Illustrationen. Der Verleger, zu dem ich rate, wäre Dr. G. Bermann, der Schwiegersohn meines alten Verlegers S. Fischer. Er war der Leiter des

Verlags F., musste aber emigrieren und ist jetzt in Wien III. Esteplatz 5. Dass sich Ihre Dichtungen schon zur Veröffentlichung eignen, glaube ich kaum. Es ist viel Schönes und Versprechendes darin, aber hier fehlt es noch an Selbständigkeit, man fühlt die literarisch-romantische Atmosphäre stark, aber man fühlt auch die Vorbilder und Anregungen. Es ist beim Malen und Zeichnen leichter, sich des Handwerks zu erinnern und einfach Studien und Übungen zu machen – beim Schreiben geht das schwerer, es ist aber dennoch notwendig. Ich würde raten: versuchen Sie immer wieder, neben Ihren anderen Arbeiten her, literarische Übungen, das Aufzeichnen von Erlebnissen, von Gesehenem, von Kunstwerken, das möglichst genaue, präzise, nüchterne Nachzeichnen durch Worte, und nehmen Sie jede solche Übung immer wieder nochmals durch, bis jedes Wort feststeht und Sie für jedes Wort einstehen können. Mehr Rat kann ich Ihnen nicht geben, ich eigne mich zum Lehrer gar nicht. Es soll nur eine Anregung sein. Die »Romantik«, die Sie meinen, ist auch mir bekannt und lieb, doch kann ich aus Ihren Versuchen nicht recht erkennen, was Ihnen einmal möglich sein wird. Denn es kommt nicht darauf an, aus Gelesenem eine allgemein romantische Atmosphäre zu zaubern, das ist nicht schwer, auch ich bin diesem Zauber oft genug erlegen. Sondern es kommt darauf an, aus der romantischen Haltung ein verantwortliches Dichtertum zu erziehen, mit grosser Strenge im Wort, und grosser Vorsicht im Anlehnen an Vorbilder. Die alte Romantik ist da und braucht nicht nochmals geschaffen zu werden. Es sind viele Ansätze bei Ihnen, aber die Freude an der allgemeinen Stimmung, am Sichergehen in einer romantischen Szenerie wiegt noch vor; auch sie ist etwas Schönes, aber sie genügt nicht, und wem sie genügt, der bleibt Dilettant. Gerade da Sie das Malen und Musizieren ohnehin üben, sollten Sie versuchen, im Dichten nicht mit dem Andeuten der Stimmung zufrieden zu sein, sondern ein richtiges Zeichnen und Bauen mit den Worten probieren, so bewusst und nüchtern wie möglich, man lernt da nie aus, die Aufgabe ist mit jedem Satz wieder neu. Das ist alles, was ich zu sagen weiss. Ihre Gefahr ist, glaube ich, die Einsamkeit, in der Sie leben. In Ihrem Alter erträgt man sie ohne Schaden nicht sehr lang. Holen Sie sich irgend einen Menschen zum Freund, zeigen Sie ihm sich und Ihre Versuche, achten Sie auf die Wirkung, er braucht durchaus kein Genie zu sein. Ich wünsche, Sie möchten Ihren Weg finden. Geht es mit dem Zeichnen nicht, so müssten Sie einen andern, gewöhnlichen Broterwerb suchen – nicht aus Ihrer Dichtung Brot zu machen suchen! Nur dies nicht!

Mit Grüssen Ihr
H. Hesse

(Briefwechsel in: Peter Weiss: Malerei Zeichnungen Collagen, S. 162f.)



Abb. 5: Mit Anna Seghers und Gunilla in Buchenwald

Dieser Briefwechsel, der den Beginn einer Beziehung bis zu Hesses Tod im Jahre 1962 markiert, fasziniert und verblüfft auf doppelte Weise: Da ist zum einen die fast unverfrorenen Art, mit der sich ein junger Mann, der sich als Künstler sieht, an einen Autor wendet, der mit seinem *Demian* und *Steppenwolf* schon Weltruhm erlangt hat. Leider sind die Texte und Bilder nicht überliefert, mit denen sich Weiss an Hesse gewandt hat, vielleicht sind sie der Schlüssel zu dem anderen bemerkenswerten Moment: der einfühlsamen und ausführlichen Antwort von Hermann Hesse. Peter Weiss schreibt (S. 100), dass die Antwort ihn etwas enttäuscht hat, dennoch ist da jemand, der ihn ernst nimmt, der auf ihn eingeht. 1937 und 1938 besucht Peter Weiss Hesse im Tessin, er wohnt sogar zeitweise in seiner ehemaligen Wohnung und illustriert zwei Erzählungen von Hesse (*Der verbannte Ehemann*; *Kindheit des Zauberers*). Hesse verkörpert für Peter Weiss ein Leben in der Literatur und der Malerei, verbunden mit einem gesellschaftlichen Engagement, das bei Weiss erst in den 60er Jahre durch das Dokumentartheater seinen Ausdruck findet.

Nach diesem Briefwechsel folgt direkt der Satz „*Es wurde über mich bestimmt, dass ich nach Prag fahren sollte*“ (S. 100). Peter Weiss teilte das Schicksal von Millionen von Juden, die Deutschland während des Nationalsozialismus verlassen mussten. Er musste also seine Heimat und seinen Sprachraum zurücklassen und in der Fremde sich zurechtfinden. Da für meinen Kurs das Sternchenthema „Lyik im Exil“ verpflichtend war, vertiefte ich diesen Aspekt durch einen Auszug aus dem Hörbuch „*Die Ästhetik des Widerstands*“. Darin schildert der Ich-Erzähler, der eine fingierte Wunschbiographie von Peter Weiss darstellt, wie er als junger Kommunist, der vor den Nazis geflohen ist, im Widerstand tätig ist und Bertolt Brecht bei seinem Aufbruch nach Amerika zu Hand geht und dessen Bücher einpackt. Hier wird die Bedeutung von Literatur und Sprache für die Emigranten deutlich, andererseits aber auch die privilegierte Stellung von Bertolt Brecht. Da ein Teil meines Kurses während

einer Studienfahrt Auschwitz besuchen wollte, ergänzte ich den Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus durch einen Aspekt, der in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle spielt: Peter Weiss konnte Deutschland während des Nationalsozialismus verlassen, seine eigentliche Bestimmung war es jedoch, als Jude in Auschwitz vergast zu werden. Da er diesem Schicksal entkommen konnte, besuchte er 1964 Auschwitz und schrieb darüber einen seiner ergreifendsten Texte: *Meine Ortschaft*. Darin beschreibt er, was er im Wissen um die Verbrechen an diesem Ort als Besucher, nicht als Häftling erlebt. Dieser Text verdeutlicht aus der Perspektive eines „Quasi-Betroffenen“ die Schwierigkeit des Umgangs mit Konzentrationslagern und die Verpflichtung der Menschen, so etwas für immer zu verhindern.

Die Bedeutung der Sexualität/Die Illustrierung von Peter Weiss

„Ich musste nach anderen Mitteln des Ausdrucks suchen“ (S. 49). Für Peter Weiss war neben der schriftstellerischen Arbeit die Malerei und graphische Gestaltung von besonderer Bedeutung. Der Bildband von Raimund Hoffmann gibt darüber ein anschauliches Zeugnis. Dieser Bildband war auch die Grundlage für eine GFS, ein Referat über das malerische Werk von Peter Weiss unter besonderer Berücksichtigung der sechs Collagen, die er als Illustrationen für das Buch *„Abschied von der Eltern“* erstellt hat. Die abgedruckte Collage VIII verweist gleichzeitig auf das folgende Thema der Einheit: die Bedeutung der Sexualität. Drastisch wird hier eine überdimensionale Frauengestalt gezeigt, die unschwer als die Mutter in der Erzählung gedeutet werden kann – Haltung und Gesichtslosigkeit drücken eine Übermacht aus, unter der der Erzähler leidet. Die Brustpanzer und das überdimensionierte Geschlecht drücken Distanz, aber gleichzeitig auch den Wunsch nach Nähe und Zuneigung aus. Diese Divergenz wird im Buch als eine mythologische Vereinigung mit der Mutter beschrieben. Im wirklichen Leben findet keine Annäherung statt, die Mutter hat kein Verständnis für den schwierigen Sohn, verbrennt seine Bilder und vergraut seinen Freund. Die Schilderung der Autoerotik, der Homoerotik und der verstörenden inzestuösen Beziehung zur verstorbenen Schwester sind Schritte auf einem langen Weg der Selbstfindung im sexuellen Bereich. Erst spät kann der Erzähler nach frustrierenden Erlebnissen eine ausfüllende sexuelle Beziehung mit einer Frau erleben (S. 114). An ausgewählten Stellen zu den Bereichen Beziehung zur Mutter / Schwester / Frauen, Homoerotik / Autoerotik wurde die Bedeutung der Sexualität gesammelt und als Fazit eigenständig zusammengefasst.

Von besonderer Bedeutung ist dabei der schamhafte Umgang der Eltern mit der eigenen Sexualität, die dem Sohn das Thema von Beginn an als unnatürlich und schuldbehaftet vermittelt hat. Sicherlich ist dieses Thema nicht einfach zu unterrichten, zumal Peter Weiss sich nicht mit einem „kleist’schen Gedankenstrich“ begnügt. So wurde hier auch von den Schülerinnen am meisten Kritik an der sprachlichen Gestaltung des Buches geäußert. Dennoch hat dieses Thema in der Literatur und vor allem bei dieser Erzählung seine Bedeutung und seine Berechtigung. Selbstfindung hat gerade auch in der Pubertät sehr viel mit der Suche nach einer eigenständigen und selbstverantworteten Sexualität zu tun. Das Buch bietet eine sicherlich teilweise provozierende Darstellung, bei der dennoch durch die literarische Gestaltung und die Verbindung zu Moralvorstellungen, Erziehung und Selbstfindung eine spannende Diskussionsbasis geboten wird.

Einen inhaltlichen Abschluss fand die Auseinandersetzung mit der Lektüre in dem Versuch, den Traum von der Begegnung mit einem Jäger zu analysieren, nachdem die Schülerinnen sich über Möglichkeiten der Traumdeutung informiert hatten.

Klausur

Aufgabe A:

Text 1: Irene Weiss-Eklund: Auf der Suche nach einer Heimat.

Bern 2001, S. 102

„Alexanders gespanntes Verhältnis zu unserer Mutter war einer der Gründe, warum er Alingsas verlassen hatte. Im Gegensatz zu mir hatte er keine Angst und platzte mit allem heraus, was ihn beschäftigte. Gegenüber unserer Mutter konnte er schrecklich aggressiv werden und so kam es immer wieder zu Zusammenstößen zwischen den beiden. Etliche Male lösten Alexanders beißende und kritische Ausfälle Herzbeschwerden bei Frieda aus, und Jenö [der Vater] setzte ihn mit den Worten: «Du unverschämter Bengel!» vor die Tür. Alexander provozierte meine Mutter, beide schienen zeigen zu wollen, wer der Stärkere war. Im tiefsten Herzen liebte er sie, so wie ich, mit verzweifelter Ohnmacht. Seine Angriffe waren ein, sicherlich ungeschickter, Versuch, sie aus der Reserve zu locken und herauszufinden, ob sie seine Liebe erwiderte. Aber er drang ebenso wenig zu ihr durch wie ich oder Peter. Sie blieb die große Mutter, die keines von uns Weisskindern je richtig erreichen konnte, obwohl sie sich bisweilen alle Mühe gab, ein wärmeres Verhältnis zu uns zu entwickeln. Eigentlich gab es unter ihren sechs Kindern nur eins, über das sie nicht



Abb. 6: Peter Weiss' Illustration zu *Abschied von den Eltern*

Aufgaben:

Fassen Sie das Verhältnis der Mutter aus der Sicht von Irene zu ihren Kindern mit eigenen Worten zusammen.

Untersuchen Sie das Verhältnis von Peter Weiss zu seiner Mutter, wie er es in „Abschied von den Eltern“ darstellt. Gehen Sie dabei an ausgesuchten Stellen auf die Themen Sexualität, Kunst und Identitätsfindung ein. Lassen sich abschließend Beziehungen zu dem Verhältnis der Mutter zu Alexander und Arwed erkennen? Stellungnahme zum Sternchenthemavorschlag.

Aufgabe B:

Text 2: Irene Weiss-Eklund: Auf der Suche nach einer Heimat.

Bern 2001, S. 27f.

„Zu Hause herrschte große Aufregung. Unsere Mutter war zusammen mit Peter aus dem Krankenhaus zurückgekommen, an unseren Vater war ein Telegramm abgegangen. Alexander saß schweigend im Frühstückszimmer auf dem Boden und spielte mit seinen Autos. Er war erst zehn Jahre alt und begriff nicht, was passiert war. Innerhalb weniger Sekunden hatte sich unser ganzes Leben verändert. Drei schreck-

die Oberhand hatte, ihren ältesten Sohn Arwed. Er hatte eine Sonderstellung. Als meine Mutter als frisch geschiedene Schauspielerin in Berlin gelebt hatte, war Arwed nicht nur ihr Sohn gewesen, sondern auch ihr Vertrauter, der sie beim Rollenlernen abhörte und ihre Verehrer und Freunde kennen lernte. Nichts wurde ihm verheimlicht. Arwed und meine Mutter waren einander ebenbürtig. Sie sprachen dieselbe Sprache, und meine Mutter versuchte niemals, irgendeine Autorität über ihn auszuüben. Er war und blieb die Nummer eins. Vielleicht war Arwed deshalb so unkompliziert und umgänglich. Wenn sie ein seltenes Mal unterschiedlicher Ansicht waren, dann brach er mit einem herzhaften Lachen dem Problem den Stachel ab und umarmte sie. Nie wurde er aggressiv, nie war er böse auf sie.“

liche Tage folgten. Meine Eltern, Peter und Arwed waren die ganze Zeit im Krankenhaus. Ich saß allein und wie erstarrt zu Hause, ich durfte die andern nicht begleiten. Margit kam nie wieder zu Bewusstsein und erlag nach drei Tagen, am 3. September 1934, ihren Verletzungen. Meine Eltern waren außer sich vor Verzweiflung. Meine Mutter brach zusammen und schrie, nein, sie brüllte ihren Schmerz aus sich heraus, Tag und Nacht, während ich ganz allein und ohne jeglichen Trost im Nebenzimmer lag und unsere Mutter hörte, die wie ein Tier schrie. Nach der Beerdigung auf dem Stahnsdorfer Friedhof lag ich apathisch und wie betäubt in meinem Bett. Das Bett daneben war leer, die kleinen Zelluloidpuppen lagen noch immer in der Waschsüssel, in der wir Badeanstalt gespielt hatten. Unsere anderen Puppen saßen auf der Kommode und starrten mich aus ihren leeren Augen an. Nachts stand ich auf und steckte sie in eine Schublade. Ich wollte sie nie wieder sehen. Über dem Stuhl neben unserem Schreibtisch hing Margits blaue Strickjacke, ihre Schulbücher lagen an ihrem Platz. Es war unvorstellbar, dass sie nicht mehr da sein sollte und wir nie wieder «Anni und Friedi» spielen würden. Dieses Spiel hatten wir jeden Abend eng aneinander gedrängt in ihrem Bett gespielt. Eine von uns war Anni, die andere Friedi, zwei Mamas, zwei Freundinnen, die sich über ihre Kinder unterhielten. Mich überkam ein unbeschreibliches Gefühl der Verlassenheit. Ich lag Abend für Abend in meinem Bett und weinte mich in den Schlaf, niemand kam, um mich zu trösten. Meine Eltern waren in ihre eigene Trauer eingeschlossen. Mich hatten sie ganz einfach vergessen. Von einem Tag auf den anderen war meine Kindheit zu Ende. Ich zog mir die Decke über den Kopf, denn niemand sollte mich weinen hören. Zu Hause war alles stumm und leer. Muttis Kaffeekränzchen im Damenzimmer wurden eingestellt. Meine Eltern gingen nicht mehr zu Essenseinladungen und hörten auf, Opern oder Konzerte zu besuchen. Peter hatte als Einziges von uns Weiss-Geschwistern Margits dreitägigen Todeskampf miterlebt. Er hatte sie auch auf ihrem Totenbett im katholischen Krankenhaus gesehen. Wenn ich heute an diese entsetzlichen Tage zurückdenke, dann ist mir ganz klar, dass Peters erste Konfrontation mit dem Tod, dieses schmerzhaftes und aufwühlende Erlebnis, in den Bildern und Texten, die er mit Mitte zwanzig anfertigte, immer wieder auftauchte. Margit auf ihrem Totenbett, die tote zwölfjährige kleine Schwester lebte in seiner Erinnerung. Das lebensfrohe Mädchen existierte nicht auf dieselbe Weise. Der Tod hatte sie in einen Mythos verwandelt, in eine Märchenfigur, eine Traumgestalt, aber auch in eine Inspirationsquelle.“

Aufgaben:

Vergleichen Sie den Textauszug der Schwester von Peter Weiss mit seinen Ausführungen zu Margits Tod in „Abschied von den Eltern“, S. 63/11 bis S.69/3 in Bezug auf Inhalt, Sprache und Darstellung.

„Der Tod hatte sie in einen Mythos verwandelt, in eine Märchenfigur, eine Traumgestalt, aber auch in eine Inspirationsquelle.“ Überprüfen Sie diese Einschätzung anhand ausgewählter Textstellen aus „Abschied von den Eltern“.

Stellungnahme zum Sternchenthemavorschlag.

Aufgabe C:

Text 3: Peter Weiss: Das Kopenhagener Journal. Göttingen, 2006, S. 45
20 Sept. [1960]

„Wenn ich ER schreibe setze ich den Stoff auf Abstand. Ich entfremde ihn, objektiviere ihn, verstecke mein ICH, wasche mich selbst rein, stehe für den Stoff nicht anders ein als mit der Person eines Schriftstellers. Schreibe ich ICH, so halte ich gefühlsmässig mir alles nahe, ich verspüre alles am eigenen Leib. ER ist ein künstlerisches Prinzip, eine Formfrage. ICH ist nackt. Schwanke hin und her zwischen ICH und ER, ICH wäre wohl am stärksten, wenn ich dazu noch eine Objektivität wahren könnte. Vom ICH ausgehen, für das ICH einzustehen und gleichzeitig mein eigenes ICH zu untersuchen und zu analysieren. Oder auch nur das ICH ungebündelt ausströmen zu lassen, der alte Traum, der Versuch: GET IT OFF YOUR CHEST. (Übertragener Sinn wohl: Schaff's dir vom Hals!)“

Text 4: Peter Weiss: Das Kopenhagener Journal. Göttingen, 2006, S. 104
[29.10.1960]

„Dies aus Konventionen heraus geschrieben. Davon ausgegangen, dass man irgendwo hingehören müsse. Die Verlassenheit des ausgestossenen Bürgersohns. Es ist mir immer noch nicht geglückt, eine Lebensauffassung auf Grund meiner Erfahrungen aufzubauen. Das, aus dem ich mich, wie ich mir einbildete, herausgearbeitet habe, scheine ich doch immer wieder zu vermissen. Der kindliche Wunsch einer Zugehörigkeit erschwert mir immer noch den Weg in die Freiheit, die einzige Freiheit die für mich möglich ist. Ich kann diese Freiheit beschreiben, es ist die Freiheit eines, der aus allen nationalen Grenzen losgelöst ist, der in allen Städten der Welt Möglichkeiten finden kann, mit Gruppen von Menschen in Beziehung zu treten bei denen Verwandtschaft in den Arbeitsabsichten besteht, und der sich überall dort

niederlassen kann, wo sich ihm die Möglichkeit bietet, seine Arbeit auszuführen. Anstatt für diese Offenheit, diese Ungebundenheit zu leben, sacke ich ab in ein Frösteln, in ein kleinliches Verzagen, fühle mich als Fremder, anstatt mich als Eroberer, (Entdecker) zu fühlen. Das, wovon ich oft träume, das Gebanntsein im Verbrauchten von innen nach aussen zu stülpen, müsste mir einmal gelingen. Der Traum vom neuen Ausgangspunkt.“

Fassen Sie die Kernaussagen der beiden Texte von Peter Weiss, die zeitgleich mit der Entstehung von „Abschied von den Eltern“ entstanden sind, zusammen. Setzen Sie die beiden Texte in Beziehung zu dem Werk „Abschied von den Eltern“. Gehen Sie dabei an ausgewählten Textstellen auf inhaltliche und biographische Bezüge, auf den Titel und den Schluss der Erzählung ein.

Stellungnahme zum Sternchenthemavorschlag

Der junge, aufstrebende Deutschlehrer Salzmann wird gebeten, einen Vorschlag für ein Sternchenthema im Fach Deutsch, Abitur 2010, abzugeben. Er entscheidet sich für Peter Weiss: Abschied von den Eltern. In seiner Begründung führt er unter Rückbezug auf Hans Magnus Enzensberger die „*gelungene Balance zwischen Selbstentblößung und Selbststilisierung, Subjektivismus und Objektivierung innerhalb einer hoch verdichteten Komposition*“ an sowie die Relevanz des Autors und des Textes in der heutigen Zeit.

Sie werden als Abiturientin vom Oberschulamt gebeten, eine Stellungnahme abzugeben. Erörtern Sie darin den Vorschlag und die Begründung für Peter Weiss' Erzählung.

Die ersten beiden Aufgaben erfordern, in einer soliden Textarbeit die Erfahrungen der Schwester mit der literarischen Gestaltung kontrastierend zu behandeln. Die beiden kurzen Texte von Peter Weiss geben einen Einblick in den Schaffensprozess des Autors und verlangen das literarische Werk dazu in Beziehung zu setzen – leider wurde diese (zugegeben schwere) Aufgabe von keiner Schülerin gewählt. Die Stellungnahme der Schülerinnen, die sich am Aufgabentyp der gestaltenden Aufgabe bei der Texterörterung orientiert, war besonders interessant zu lesen, obwohl deutlich wurde, dass einige Schülerinnen sich mit der Aussage von Enzensberger schwer taten. Insgesamt ist die Klausur zufriedenstellend ausgefallen, was beweist, dass die Schülerinnen sich auf dieses Werk eingelassen haben und eine eigene Form der Auseinandersetzung gefunden haben.

Aus der Sicht der Schülerinnen

Die Auswertung der Unterrichtseinheit fand in Form eines Schreibgespräches statt: Zu vier Aussagen konnten die Schülerinnen auf einem Plakat Stellung nehmen, wobei jede Gruppe eine Aussage bearbeitete und nach fünf Minuten das nächste Plakat ergänzen und kommentieren konnte. Die Themen waren folgende: *Das hat mir am Buch gefallen / nicht gefallen. Das hat mir am Unterricht gefallen / nicht gefallen.* Interessant ist, dass nahezu jede Aussage, ob positiv oder negativ, jeweils auch anders gesehen wurde. So fanden die einen den Blocksatz des Buches, bei dem auf 120 Seiten kein einziger Absatz gesetzt ist, gut für den Lesefluss, die anderen ermüdend zu lesen. Zu viele Details und ausführliche Beschreibungen waren spannend oder langweilig, die sexuellen Phantasien zu krass oder der Wahrheit entsprechend. Fand die eine es schön, „*dass auch andere Menschen nicht ganz normal sind*“, äußerte die Nächste: „*Was interessiert mich denn sein Leben?*“. Einigkeit bestand darüber, dass gerade die Paralleltexthe und die zusätzlichen Medien sehr hilfreich für das Verständnis der Lektüre gewesen sind. Ebenso beeindruckte die klare Sprache von Peter Weiss sowie die Vielfalt an möglichen Interpretationen bei einem Thema, „*das jeden betrifft*“. Sicherlich wird „Abschied von den Eltern“ kein „Klassiker der Schulliteratur“, dafür ist er zu sperrig, komplex und aufwändig zu unterrichten. Aber vielleicht liegt darin auch der besondere Reiz dieser Lektüre, denn ein Zitat zum Abschluss verdeutlicht, dass gerade die folgende Kritik bei Peter Weiss sicherlich nicht zutrifft:

Auch diesem Buch wünscht man eine Sühne, eine, die dem enorm erfolgreichen Vorgängerwerk „Der Vorleser“ schon widerfahren ist: Schullektüre soll es werden. Nur so kann es sich auf breiter Basis die gelangweilte Verachtung erwerben, die so viel Unaufrichtigkeit unter der falschen Flagge des guten Willens verdient. (*Burkard Müller in seiner Rezension über Bernhard Schlink: Das Wochenende. SZ, 27. 02. 2008*)

Literaturliste:

Werke von Peter Weiss:

Weiss, Peter: Abschied von den Eltern. Text und Kommentar. Suhrkamp BasisBibliothek. Suhrkamp 2007.

Weiss, Peter: Das Kopenhagener Journal. Kritische Ausgabe. Herausgegeben von

Rainer Gerlach und Jürgen Schütte. Wallstein Verlag, 2006.

Weiss, Peter: Malerei Zeichnungen Collagen. Herausgegeben von Raimund Hoffmann. Henschelverlag, 1984.

Weiss, Peter; Unseld, Siegfried: Der Briefwechsel. Herausgegeben von Rainer Gerlach. Suhrkamp, 2007.

Weiss, Peter: Briefe an Hermann Levin Goldschmitt und Robert Jungk 1938-1980. Reclam-Verlag Leipzig 1992.

Weiss, Peter: Meine Ortschaft. In: Weiss, Peter: In Gegensätzen denken. Ein Lesebuch. Suhrkamp 1988, S. 198-208.

Weiss, Peter: Inferno. Stück und Materialien. Suhrkamp 2003

Weiss, Peter: „Füreinander sind wir Chiffren“. Das Pariser Manuskript von Peter Weiss. Herausgegeben von Axel Schmolke. Rotbuch Verlag, Berlin 2008.

Didaktische Literatur:

Weiss, Peter: Abschied von den Eltern. Interpretiert von Florian Radvan. Oldenbourg, 2003.

Bekes, Peter: Schwieriges Erinnern: „Abschied von den Eltern“. In: Deutschunterricht 3/2007, S. 27-33. [für die Unterrichtseinheit nicht verwendet]

Andere Literatur:

Dwars, Jens-Fietje: Und dennoch Hoffnung. Peter Weiss. Eine Biographie. Aufbau-Verlag 2007.

Hesse. Sein Leben in Bildern und Texten. Herausgegeben von Volker Michels. Insel taschenbuch 1987.

Hesse, Hermann: Der verbannte Ehemann. Handgeschrieben und illustriert von Peter Weiss. Insel taschenbuch, 1977.

Hesse, Hermann: Kindheit des Zauberers. Handgeschrieben, illustriert und mit einer Nachbemerkung versehen von Peter Weiss. Insel taschenbuch, 1974.

Weiss-Eklund, Irene: Auf der Suche nach einer Heimat. Das bewegte Leben der Schwester von Peter Weiss. Scherz Verlag, 2001.

Dr. Hoffman, Heinrich: Der Struwwelpeter.

Vogt, Jochen: Peter Weiss. rowohlts monographien. Hamburg 1987.

Medien:

Audio:

Weiss, Peter: Die Ästhetik des Widerstands. Bearbeitung und Regie: Karl Bruckmaier. 12 CDs, der hörverlag, 2007.

Bach, J.S. Doppelkonzert, II. Largo, ma non tanto. BWV 1043. Itzhak Perlman, Isaac Stern.

Video:

Kasten, Ullrich: Der Unzugehörige: Peter Weiss – Leben in Gegensätzen. RBB/SWR/DRS 2003.

Bildnachweise:

Abbildung 1: Selbstbildnis. 1938 Öl auf Holz, 53x44,5cm Signiert r. u: Weiss 48.
In: Weiss, Peter: Malerei Zeichnungen Collagen, S. 80.

Abbildung 2: Die Geschichte vom Zappelphilipp. In: Der Struwwelpeter, S. 18.

Abbildung 3: Die Geschichte vom fliegenden Robert. In: Der Struwwelpeter, S. 24.

Abbildung 4: Erste Seite von Hesses Antwortbrief an Peter Weiss vom 21. Januar 1937. In: Dwars, Jens-Fietje: Und dennoch Hoffnung, Abbildung 12.

Abbildung 5: Mit Anna Seghers und Gunilla in Buchenwald, 1964. In: Vogt, Jochen: Peter Weiss, S. 90.

Abbildung 6: Illustration zu „Abschied von den Eltern“. 1962 Collage VIII, 40x24cm Nicht signiert. In: Peter: Malerei Zeichnungen Collagen, S.150.

Stephan Boehle

Erziehung in der Postmoderne – anlässlich der Blockstunden-Diskussion



Seit mehreren Jahren beschäftige ich mich mit der Frage, welche pädagogische Zielsetzung der Postmoderne gemäß sein könnte – nicht aus einem akademischen Bildungsinteresse oder irgendwie gearteten persönlichen Motiven, sondern aus einer pädagogischen Not, die ich kurz andeuten möchte, damit mein Anliegen besser nachvollziehbar wird:

Studiert habe ich von 1969 bis 1975. Bis in die 80er Jahre hinein hatte ich den Eindruck, mit dem in diesen Jahren Erfahrenen und Gelernten ein zutreffendes pädagogisches Werkzeug zu haben. Ab Mitte der 80er Jahre dann bemerkte ich, dass ich von Jahr zu Jahr strenger wurde – als „natürliche“ Gegenreaktion auf das, was ich täglich im Klassenzimmer erlebte. Ich bemerkte, dass die Schüler/innen zunehmend eine verbindliche Struktur brauchten. So verlief der Unterricht auch gut, aber nicht sehr gut, da mir ab Mitte der 90er Jahre immer bewusster wurde, dass Disziplin nur ein Mittel sein kann – doch zu welchem übergeordneten Zweck? Strenge als strukturgebende Maßnahme reichte mir nicht. Mir fehlten die entscheidenden zeitgemäßen pädagogischen Inhalte, auf die sich meine Bemühungen beziehen konnten. Eine vergleichbare Entwicklung sowie die angedeutete pädagogische Not konnte ich auch bei Kollegen/innen feststellen, was mich tröstete, da somit der strukturelle Charakter deutlich wurde. Ab der Jahrtausendwende habe ich mich mit allem Nachdruck diesen Fragen gewidmet: Das Wälzen von Fachliteratur erwies sich schnell als zu zeitaufwendig und in weiten Teilen auch als zu unergiebig. Weiterführender waren viele Gespräche mit Hochschullehrern sowie Vorträge zu diesem Themenfeld. Am weitesten aber führten mich die genaue Beobachtung des Schulalltags sowie eigenes Nachdenken. Im Folgenden möchte ich meine Ergebnisse thesenartig verkürzt darstellen, um eine der Sache gemäße und hoffentlich auch einladende Offenheit zu gewährleisten.

- 1.) Der pädagogische Diskurs ab den 90er Jahren ist von Widersprüchen geprägt. Auf der einen Seite stehen diejenigen, welche durch die Wiederbelebung traditioneller Werte eine Sanierung postmoderner Entgleisungen erhoffen, die sich in geistiger Verflachung, moralisch-seelischer Verarmung, sozialer Verwahrlosung und kultureller Indifferenz zeigen. Als durch die Medien bekannteste Vertreter dieser Richtung dürften der ehemalige ARD-Tagesthemensprecher Ulrich

Wickert sowie der ehemalige Schloss-Salem-Schulleiter Bernhard Bueb gelten. Auf der anderen Seite stehen spätberufene 68er und GEW-Vertreter, die vehement neue, vorwiegend schülerorientierte Arbeitsformen propagieren, bei denen der Lehrer vom „Kapitän“ zum „Moderator“ mutiert. Dazwischen spannt sich eine lange Reihe von Vertretern, die irgendwie gearteten Mischformen den Vorzug geben wollen.

Diese Widersprüche setzen sich fort in den neu geformten schulischen Rahmenbedingungen. Sie werden vor allem beim G8 einerseits verschärft, so dass einem frei-organischen Unterrichtsgeschehen „die Luft abgewürgt“ wird, andererseits wird von den Schulen mehr Eigenverantwortlichkeit, eigene Profilsuche sowie schüler- und bedarfsorientierte Arbeitsweise gefordert. Das alles passt nicht zusammen, so dass man in der Tat gegenwärtig ziemlich alleine steht und sehen muss, wie man irgendwie zurecht kommt...

Ein überragender Pädagoge, der in der Lage wäre, Geistes- und Sozialwissenschaften zu einer neuen pädagogischen Konzeption hin zu bündeln, scheint nicht in Sicht. Man mag von Hartmut von Hentig halten, was man will, aber er scheint der Letzte zu sein, der dieses Format hatte.

2.) So arm die Pädagogik momentan daherkommt, so profiliert haben die pädagogischen Bezugswissenschaften die Postmoderne erfasst.

Die Philosophie postuliert den ständigen Wechsel von Erscheinungsformen ohne oder sogar statt der Annahme einer „festen Substanz“: Der Mensch also ohne die Möglichkeit einer Identitätsfindung, die Welt ohne einen Gott, das Leben ohne Sinn, das Bewusstsein ohne feste Koordinaten, unsere Rezeption geprägt von Multivalenz und Doppelkodierung – das Leben also ein schillerndes Chamäleon, welches jeden Augenblick betören kann, ohne in einem tieferen Sinne eigentlich und wahrhaftig zu werden. Was bleibt, ist der Augenblick, die Gegenwart – und da diese nunmehr zu Allem werden muss, wird sie zum „Event“.

So schiebt sich die Dimension der Zeit allmählich vor die Dimension des Raumes, der Raum gerinnt zu einer zeitabhängigen Inkonstanten. Die Durchdringung des Raumes, das geistige Erfassen der Welt als Ordnung, die Manifestation dieses Vermögens in der großartigen, raumbherrschenden Architektur zum Beispiel des römischen Pantheons – all dies verliert seine Maßstäblichkeit und herausragende Bedeutung und erscheint nur noch als hybrider „Ausrutscher“, als „Augenwischerei“ angesichts einer übermächtig gewordenen Dimension der Zeit, welche sich zur neuen, alles beherrschenden Gottheit emporschwingt und uns den scheinbar festen Boden unter unseren Füßen wegzieht, damit unser

künftiges Credo nur noch lauten kann: Wir beten an die Macht der ständigen Veränderung!

Infolgedessen reduziert sich der nach Würde und nach Identität strebende Mensch zur „Pattern Persönlichkeit“, welche sich, wiederum vergleichbar dem Zeit-Chamäleon, mal so und mal so zeigen kann, ohne dass der Anspruch erhoben werden darf nach einer „Linie“: Umgebungs- und lebensabschnittsabhängig ist es nun natürlich, immer wieder anders zu werden. Ein zunehmend fehlendes Über-Ich trägt dazu bei, möglichst viele Mosaiksteine des Selbst ungehemmt ans Licht treten zu lassen. Die Annahme der „großen Liebe“, die Konstanz einer lebenslangen Ehe scheinen angesichts solcher Wechselhaftigkeit kaum noch denkbar, kaum noch lebbar. So entsteht ab den 80er Jahren die Vorstellung einer Lebensabschnittspartnerschaft...

Das Leben des Einzelnen, das Leben in einer Gemeinschaft, in der Gesellschaft wird so zu einem „schwierigen Ganzen“, wie uns die Soziologie lehrt. Von jeglicher Erwartungshaltung auf Homogenität gilt es, Abschied zu nehmen. Als Teilnehmer der Postmoderne treiben wir soziokulturell und wirtschaftlich in einem zunehmend komplexen, vernetzten Ganzen, dessen Koordinaten sich ständig verschieben, so dass uns ein strukturelles Erfassen sowie der damit verbundene Überblick unmöglich werden. Traditionelle Verlässlichkeiten werden endgültig ausgehebelt. Ideologien und Ideale greifen da nicht mehr: Sie erweisen sich in ihren Ansatz als zu einfach, zu reduziert, um noch tragfähig zu sein. Was bleibt, ist eine rein pragmatische Annäherung, welche ein hohes Maß an Flexibilität zulässt.

Die extreme Reduziertheit und damit weitestgehende Ungültigkeit traditioneller Ordnungsvorstellungen führt uns am deutlichsten die Chaostheorie der modernen Physik vor Augen. Sie löst überzeugend den Gegensatz zwischen Chaos und Ordnung auf durch neue Methoden, welche die Dimension von Zeit und Veränderungen mit einschließen.

Diese Faktoren bewirken maßgeblich den postmodernen Zeitgeist, der unmerklich in uns eindringt, ohne dass wir dies bemerken. Vor allem die nach 1990 geborenen Kinder sind umfassend davon betroffen. Mit „Zeitgeist“ wird eher das Lebensgefühl als eine intellektuelle Einsicht beschrieben. Auslöser sind immer gesellschaftliche Veränderungen. Um das postmoderne Lebensgefühl auf

den Punkt zu bringen, ist es unerlässlich, die Ausführungen zu 2.) noch mehr zu bündeln:

Alle bisherigen Vorstellungen von Ordnungen werden aufgegeben angesichts einer dynamisch wuchernden, komplex vernetzten Wirklichkeit, deren Koordinaten zunehmend variieren und auf keinen Zeit- unabhängigen und damit verbindlichen Sinn hinweisen... Es gibt keine Identität (mehr), keinen Gott (mehr), keine verlässlichen Grundlagen (mehr), keine kollektiven Visionen (mehr), keine gültige Wahrheit (mehr) usw...

Angesichts der emotionalen Qualität des daraus resultierenden Zeitgeistes ist es sinnvoll, die damit verbundenen Inhalte metaphorisch, d.h. semantisch „offen“ zu formulieren: Ich treibe herum, kein Sicherheit vermittelndes Land ist in Sicht, auf die Bojen ist kein Verlass mehr. Ich kann nur eines tun: Geschicklichkeit entwickeln und dem Treiben Glücksgefühle abringen...

- 4.) Ausgehend von dieser Zeitgeist-Beschreibung können die Konsequenzen für unsere pädagogische Arbeit nur sein
- a.) Wir müssen gegensteuern durch verlässliche Bindungen (ideell, sozial). Die Notwendigkeit dazu resultiert vor allem aus den Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie.
 - b.) Wir müssen die Schüler/innen lehren, mit diesem „Treiben“ (Freiheit, Willkür, Beliebigkeit) produktiv umzugehen, damit die Schule auch immer eine Schule fürs Leben sein kann.
 - c.) Wir müssen beides miteinander koppeln! (also: Bernhard Bueb und die GEWler müssen an einen Tisch!)

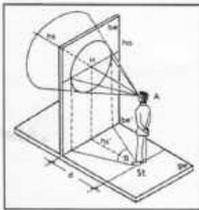
Inhaltlich stark vereinfacht und programmatisch formuliert könnte die pädagogische Zielsetzung, exemplarisch ausgehend vom Fach BK, so formuliert werden:

DIE SCHNELL SICH VERÄNDERNDEN BEDINGUNGEN IN DER POSTMODERNE (SOZIOKULTURELL, WIRTSCHAFTLICH, NATURWISSENSCHAFTLICH, TECHNISCH) ERFORDERN ZWEI "STANDBEINE":

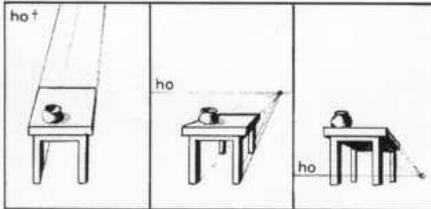
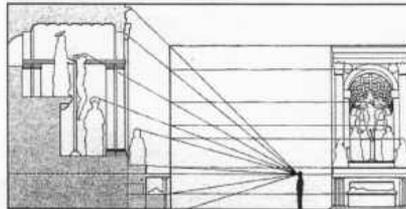
- SICHERES GRUNDLAGENWISSEN, VERLÄSSLICHE BEZUGSPERSONEN
- SELBSTSTÄNDIGES, KREATIVES ARBEITSVERHALTEN SOWIE FLEXIBLES, SITUATIONSADÄQUATES SOZIALVERHALTEN

ALLE FACHBEREICHE STELLEN IHREN UNTERRICHT AUF DIESE BEIDEN "STANDBEINE" – WOBEI DAS 2. "STANDBEIN" DEUTLICH GESTÄRKT WERDEN MUSS!

EXEMPLARISCHES BEISPIEL AUS DEM KUNSTUNTERRICHT:



GRUNDLEHRE PERSPEKTIVE



SELBSTSTÄNDIGER UND KREATIVER UMGANG MIT DER GRUNDLEHRE PERSPEKTIVE



5.) Zu realisieren ist dieses Ziel nur in Blockstunden, über die ich als Kunsterzieher ohnehin verfüge. Der Spannungsbogen zwischen Freiheit und Bindung lässt sich in 90 Minuten gut realisieren. Seit einem halben Jahr habe ich meinen Unterricht zu diesem Ziel hin umgestellt. Die Schüler/innen haben diesen Wechsel gut angenommen.

Vorsorglich sei darauf hingewiesen, dass gerade zu Beginn der selbstverantwortliche Teil gut vorstrukturiert werden muss. Denn Selbstverantwortlichkeit in Freiheit muss erlernt werden.

Für mein Fach BK war dies eine gewaltige Umstellung, da bekanntlich der Freiheits-Anteil in BK der eindeutig dominante ist. Die notwendige Verstärkung der Bindung an Fachinhalte und an mich als Lehrer erforderte neue Stundenplanungen. Das Ergebnis lässt sich eindeutig formulieren: Die Schüler/innen lernen (fachlich, methodisch, sozial) viel mehr als zuvor.

Probleme mit dieser Umstellung ergaben sich allerdings für mich selbst: In den Freiheits-Phasen kann es durchaus lebendig, sprich laut und nach meiner Wahrnehmung chaotisch zugehen. Ich bemerkte bei mir in diesen Phasen massive Kontrollverlust-Ängste und griff öfter ein, als es sinnvoll gewesen wäre. Als eher strenge und bestimmende Lehrer-Persönlichkeit musste ich lernen, von dem Anspruch, den ich mit mir und meinem Unterricht verbinde, phasenweise loslassen zu können.

Dieser Lernprozess als ein emotionaler Lernprozess ist vermutlich noch lange nicht abgeschlossen.

Zum anderen war es mir unendlich peinlich, wenn Kollegen/innen in diesen Unterrichtsphasen in meine Klasse kamen. Welches Bild würde sich wohl von mir und meinem Unterricht ergeben? Man benötigt schon viel Selbstsicherheit, um das Entstehen falscher Bilder aushalten zu können...

6.) Abschließend möchte ich vor der Annahme warnen, die soeben beschriebenen Ziele seien neu. In jedem Regel-Unterricht sind sie als Pole auffindbar. Neu allerdings ist die Bewusstheit der Notwendigkeit, den Unterricht als Vorgang zwischen diesen Polen vorzubereiten und damit eine Fokussierung zu betreiben, die in der Tat zu einer neuen Unterrichtsqualität führt.

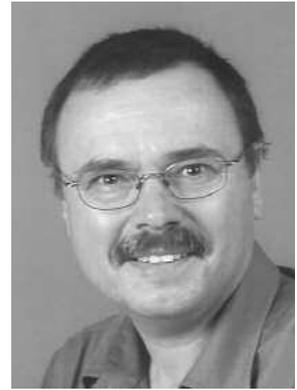
Doch auch dies ist nicht neu, sondern nur anders: Der seit der Antike gewachsene und von Humboldt besonders profiliert formulierte Bildungsbegriff geht davon aus, dass Bildung sich erst dann von Wert einstellt, wenn ein/e Schüler/in von sich aus so viel einbringt, wie er/sie vom Lehrer (fremdbestimmt) annimmt.

Jeden Tag fordern wir dieses Bildungsideal ein, wenn wir von Schüler/innen verlangen: Sag es doch mit deinen Worten!

Im Rahmen des Blockstunden-Modells die Schüler/innen einzubinden in das Gefüge von Freiheit und Bindung, ist lediglich eine zeitgemäße Adaption dieses altbewährten europäischen Bildungsideals. Dazu allerdings sollten wir uns verpflichtet fühlen. Denn unser jetziges Schulsystem produziert zu viele passive ‚Herumhänger‘, die uns das Leben schwer machen und die sich selbst durch ihre Bequemlichkeit/Unfähigkeit um die Erfahrung lebendiger Bildung bringen.

Dirk Schindelbeck

Flugblattschlachten an den Zonengrenze. Propaganda als politisches Mittel im innerdeutschen Konflikt¹



Wie lässt sich jungen Menschen heute der Kalte Krieg in den fünfziger und sechziger Jahren sinnfällig vermitteln? wie die ideologische Auseinandersetzung zwischen den beiden deutschen Staaten so anschaulich erklären, dass sie, obwohl als „Nachgeborene“ selbst nicht mehr vom Systemwettlauf berührt, einen bleibenden Eindruck davon mitnehmen können? Immer noch begnügen sich die Geschichtsbücher an dieser Stelle mit dürren Fakten: Da werden kaum mehr als Schemazeichnungen der Grenzanlagen oder Dokumente zum Grundlagenvertrag wiedergegeben. Dass es beeindruckenderes Material gibt, zeigt der folgende Beitrag. Er befasst sich mit den aus heutiger Sicht geradezu grotesk anmutenden Anstrengungen, die jeweils andere Seite ideologisch und propagandistisch mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln im Sinne der eigenen Position zu beeinflussen. Es überrascht, befremdet und amüsiert womöglich auch, welch außergewöhnlich großer Stellenwert solchen Propagandagrabenkämpfen vonseiten der politisch Verantwortlichen üben wie drüben noch bis in die frühen siebziger Jahre hinein zugemessen wurde. Der Beitrag basiert auf Arbeitsergebnissen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bonn finanzierten Projekts „Propagandageschichte der beiden deutschen Staaten im Vergleich zwischen 1949 und 1971/72“. Das Gesamt-Projekt wurde von einem deutsch-deutschen Historikerteam in Freiburg (Rainer Gries, Volker Ilgen, Dirk Schindelbeck) und Leipzig (Gerald Diesener, Monika Gibas) durchgeführt.

I. Balloneure zwischen den Fronten: Das Ost-Büro der SPD und die „Aktion Flaschentod“

Am 10. Mai 1955 schreibt das Sekretariat für Staatssicherheit der Bezirksverwaltung Suhl an die Hauptabteilung in Berlin, man sei im Begriff, einen neuen Geheimen

¹ Eine anders gewichtete Darstellung der Materie findet sich im Sammelband „Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung“ (hg. von G. Diesener und R. Gries), Darmstadt 1996, S. 214-236. Vgl. hierzu auch die unlängst erschienene Dissertation von Dirk Drews: Die Psychologische Kampfführung/Psychologische Verteidigung der Bundeswehr – eine erziehungswissenschaftliche und publizistikwissenschaftliche Untersuchung, Mainz 2006.

Mitarbeiter (GM) anzuwerben.² Politischer Hintergrund sind die Flugblattaktionen, die das Ost-Büro der SPD seit 1951 regelmäßig mithilfe wasserstoffgefüllter Luft- und Wetterballons von Berlin oder von einigen kleinen Ortschaften im Zonenrandgebiet aus durchführte, um Informationen in die DDR einzuschleusen.³ Der Staatssicherheit ist bekannt, dass der SPD-Ortsvorsitzende der Grenzgemeinde Philippsthal im Kreis Coburg, Alfred Meyer, im Frühjahr 1954 selbst an etwa 20 solcher Einsätze teilgenommen hatte. Beim ersten Kontakt mit dem prospektiven GM wird diesem die Notwendigkeit verdeutlicht, dass „im Interesse der Einheit Deutschlands“ gehandelt werden müsse. Natürlich vergessen die Genossen der Staatssicherheit nicht, sich Meyers Beteiligung an seinen früheren Einsätzen schriftlich geben zu lassen: Schließlich hat man gern ein Druckmittel in der Hand. Meyer erscheint ihnen für ihre Zwecke als aussichtsreicher Kandidat, hinterlässt er doch den „Eindruck, dass bei ihm mit Geld viel zu erreichen“ sei. Über Alfred Meyer, fortan GM (=Geheimer Mitarbeiter) Knüll, hofft man, in das Ost-Büro der SPD in Hannover einzudringen. Dieser scheint die in ihn gesetzten Erwartungen auch zu erfüllen. Von der Lübecker Bucht bis nach Hof, so liefert er Bericht, unterhalte das Ost-Büro insgesamt sechs stationäre Ballonabschussbasen: „Es sind im Jahre 1955 von allen Stationen zusammen 10.370 Ballonaktionen gestartet worden. Allein für Monat März 1956 weisen die Unterlagen einen Versand von 160 Zentnern Flugblätter aus.“ An bescheidener Entlohnung des GM Knüll lässt man es nicht fehlen; mal bekommt er 100 DM (West), mal eine elektrische Bohrmaschine im Wert von 143 DM.

Als der GM Mitte 1958 von Seiten des Ost-Büros der SPD tatsächlich aufgefordert wird, Leiter der Abschussbasis Philippsthal zu werden, steigt das Interesse der Staatssicherheit an ihm sprunghaft an. Zur Aufnahme seiner Tätigkeit, so berichtet GM Knüll, seien auch schon 200 Wasserstoffgasflaschen angeliefert worden. In der Folge fertigt Meyer/Knüll detaillierte Lagepläne und Skizzen an, und am 14. August 1958 leitet die Staatssicherheit „Maßnahmen zur Liquidierung“ der Basis ein, die „Aktion Flaschentod“. Bei Nacht und Nebel macht sich ein Rollkommando der Staatssicherheit auf den Weg, robbt durch Gräben, schleicht durch Schonungen, umgeht weiträumig Hundezwinger und Kaninchenställe und führt den Auftrag aus. Am 28. September stellen Beamte der Kripo Fulda fest, dass sämtliche auf dem Startplatz lagernden Wasserstoffflaschen in den Kappen verschmiert wurden und

² Diese skurrile Geschichte gibt eine von zahllosen Sabotage-Aktionen seitens des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR gegen das Ost-Büro der SPD wieder. Zit. BStU, Allg. S. 281/71, Bd. 5.

³ W. Buschfort: Das Ostbüro der SPD. Von der Gründung bis zur Berlin-Krise, München 1991.



Propagandaaktion mittels Luftballons vonseiten der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit KgU in Westberlin (frühe fünfziger Jahre)

nicht mehr zu öffnen sind: „Die dazu benutzte Flüssigkeit ist fest wie Eisenkitt“. Auf Seiten der Staatssicherheit wird im geheimen Bericht über die „Aktion Flaschentod“ vermerkt: „In Zusammenarbeit mit der Abteilung K wurde vom VEB Leunawerk ‚Walter Ulbricht‘ kalthärtender und lösungsfreier Kunstharz (Epoxydharz) mit dem dazu notwendigen Härter beschafft.“ In dreifacher Hinsicht sei die Aktion als ein großer Erfolg zu bewerten: Die beschädigten Flaschen seien unbrauchbar gemacht worden, das Verhältnis des SPD-Ost-Büros zu den Amerikanern, welche die Ballonaktionen finanzierten, sei gestört, ebenso die Zusammenarbeit mit den Elektrochemischen Werken Ottenssoos bei Nürnberg, dem Gaslieferanten.

Auf der Westseite werden Anfang Oktober die verklebten Flaschen abgeholt, dafür kurzerhand 200 neue Flaschen angeliefert. Dennoch scheint sich die Sabotage-Aktion zum nachhaltigen Erfolg auszuwachsen: Diese neuen Flaschen, so teilt der GM seinen Auftraggebern mit, würden noch für eine letzte Aktion benötigt, danach sei endgültig Schluss, die Abschussbasis Philippsthal werde vom Ostbüro ersatzlos aufgegeben. Natürlich hat man in Hannover das Vertrauen gegenüber dem Ortsvorsitzenden Alfred Meyer verloren; selbst in seiner Gemeinde muss er sich sagen lassen: „Das hast Du doch alles verraten“. Meyer alias Knüll hofft, sich in den Osten absetzen zu können. Im guten Glauben, für die „Einheit Deutschlands“ verdienstvolle Arbeit geleistet zu haben, fühlt er bei seinen Auftraggebern vor: „Wenn hier alles aufgelöst ist, komme ich im Januar rüber zu euch.“ Sogar ein Gastgeschenk will er mitbringen: „Ich bin im Besitz eines Ballon kompl.“ Doch daran besteht seitens der Staatssicherheit kein Interesse. Im geheimen Bericht wird vermerkt: „Trotzdem der GM konkrete Aufträge hat, gibt er keine entsprechenden Berichte. Es besteht der

Verdacht, dass der GM nicht ehrlich mit uns arbeitet“. Beim nächsten konspirativem Treff wird Knüll ‚abserviert‘, indem man ihn darauf hinweist, „dass durch ihn Fehler gemacht wurden.“ Eine Aktion, die sich über einen Zeitraum von dreieinhalb Jahren erstreckte und im Verkleben von 180 Wasserstoffgasflaschen ihren glorreichen Höhepunkt erreichte, hatte ihr prosaisches Ende gefunden.

II. Die deutsche Spaltung kündigt sich an: Propaganda-Grabenkämpfe

Ogleich von der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen, waren Ende der fünfziger Jahre solcherart Vorfälle an der Tagesordnung. Wenn auch aus heutiger Sicht die Verbissenheit, mit welcher diese Auseinandersetzung auf beiden Seiten geführt wurde, ebenso überzogen anmutet wie die Episoden grotesk erscheinen – sie war Ausdruck einer sich gerade in den Jahren 1957/58 abzeichnenden Verhärtung der Positionen zwischen den beiden deutschen Staaten, die, über Chruschtschow-Ultimatum und Berlin-Krise⁴ letztlich zur Trennung der beiden Systeme durch den Mauerbau im August 1961 führen sollte. Vor allem der nach der Bundestagswahl 1957 und der Stabilisierung der Regierung Adenauer (50,2 % für die CDU) forcierte Auf- und Ausbau der Bundeswehr heizte den propagandistischen Grabenkampf an und gab ihm eine neue und bislang unbekannte Qualität: aus Ostsicht ging es ja nicht allein um die Verhinderung von Balloneinflügen in die DDR, sondern auch umgekehrt um die verstärkte Einschleusung von Propagandabotschaften in die Bundesrepublik. Dazu erschienen die ‚klassischen‘ Methoden, ganze Schulklassen oder Häuserblocks vorformulierte Briefe abschreiben zu lassen und diese auf dem Postweg oder mittels Flaschen auf der Elbe in den Westen zu schicken, als unzureichend: sie wurden teils durch härtere, teils durch subtilere Maßnahmen ergänzt. So liefen 1958/59 in der Bundesrepublik gefälschte Einberufungs- oder Ausmusterungsbescheide um, Giftgasmeldungen, angeblich als Folge von Bundeswehrübungen, wurden von Ost-Geheimsendern verbreitet⁵ und zongrenznahe Orte wurden verstärkt durch Pappraketen, die Tausende von Flugblättern verstreuten, beschossen. Gegenüber den gewachsenen Anstrengungen des Ostens standen die

⁴ M. Lemke: Die Berlinkrise 1958 bis 1963. Interessen und Handlungsspielräume der SED im Ost-West-Konflikt, Berlin 1995.

⁵ J. Wilke/S. Sartoris: Radiopropaganda durch Geheimsender der DDR im Kalten Krieg, in: i. Wilke (Hg.): Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg, Köln/Weimar Wien 1997, S. 285-332.

vom Westen aus operierenden „Agenturen des Kalten Krieges“⁶, die in der Vergangenheit meist als informelle Kreise im Auftrag des Gesamtdeutschen Ministeriums tätig waren und von diesem oder auch aus amerikanischen Quellen finanziert wurden, auf verlorenem Posten. Dies galt nicht nur für die angesprochenen Aktionen des SPD-Ost-Büros, sondern auch für den extrem antikommunistischen Volksbund für Frieden und Freiheit (VFF) des ehemaligen Goebbels-Mitarbeiters und Drehbuchautors des „Ewigen Juden“ Eberhard Taubert, dessen nationalsozialistische Vergangenheit 1955 publik wurde⁷, es galt für die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU), die durch Sabotage-Akte in der DDR immer wieder von sich reden gemacht hatte und 1958, politisch untragbar geworden, ihre Aktionen einstellte⁸, und es galt für den Untersuchungsausschuss freiheitlicher Juristen (Uff), dessen Leiter Theo Friedenau durch eine DDR-Kampagne als Horst Erdmann „enttarnt“ und bloßgestellt worden war.⁹ Aus westlicher Sicht war, bei deutlich verstärkten Anstrengungen der Gegenseite, eine empfindliche Lücke in der Propaganda-Abwehrfront entstanden.

III. Der Staat greift zur Selbsthilfe: Die Bundeswehr tritt auf den Plan

Erste Überlegungen zu einem wirkungsvolleren Abwehrkonzept wurden im Verteidigungsministerium schon im Herbst 1957 kurz nach der Bundestagswahl angestellt. Wie bescheiden die Anfänge waren, geht aus Aufzeichnungen Albert Hagemanns hervor, des zeitweise einzigen „Propaganda-Offiziers“ in der Bundeswehr: Der erste Stellenplan sah nur sechs hauptamtliche Stellen vor, Hilfskräfte eingerechnet – fast noch eine informelle Struktur.¹⁰ Ein Jahr später, im August 1958, trat

⁶ Deutschland im Kalten Krieg 1945-1963. Ausstellungskatalog des Deutschen Historischen Museums, Berlin 1992, S. 253-274

⁷ K. Körner: Erst in Goebbels', dann in Adenauers Diensten. Fünf Mark pro Störer, Tomaten aus Bundesmitteln: aus der Trickkiste des antikommunistischen Volksbundes für Frieden und Freiheit, in: Die Zeit vom 24. August 1990, S. 37-38.

⁸ K.U. Merz: Kalter Krieg als antikommunistischer Widerstand. Die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit KgU 1948-1959. München 1987.

⁹ F. Hagemann: Der Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen 1949-1969 (Rechtshistorische Reihe 125), Frankfurt/M. 1994.

¹⁰ Nach Unterlagen Albert Hagemanns sah der Stellenplan des FÜB VII 3 vom Herbst 1957 vor: zwei A 14 und A 13 sowie jeweils eine A 8 und eine BAT III.

Bilder: Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg



Ballonaktion der Bundeswehr im März 1963: Zusammenstellen des Propagandamaterials für NVA-Mannschaften und DDR-Bürger



Propagandamaterial wird unter dem Ballon auf einem Trägergestell deponiert, das später über dem Zielort durch einen zeituhrgesteuerten Mechanismus ausgeklinkt und abgeworfen wird.



Der Wetterballon wird mit Gas befüllt und flugfertig gemacht



Der fertig befüllte Transport-Ballon hat einen Durchmesser von ca. 2 m

dann Verteidigungsminister Franz Josef Strauss an die Öffentlichkeit und erläuterte die Notwendigkeit eines „aktionsfähigen Zentrums“ aller demokratischen Kräfte halb ziviler, halb militärischer Natur und mit einer doppelten Zielrichtung: nach innen, um die „Immunisierung“ der bundesdeutschen Bevölkerung im Sinne einer „psychologischen Rüstung“ zu unterstützen, sei es durch Vorträge, Broschüren oder Bücher, nach außen im Form ‚aktiver‘ Propagandaaktionen in den kommunistischen Machtbereich hinein.¹¹

Im Referat B VII des Bundesverteidigungsministeriums entstand unter Major Dr. Karl-Christian Trentzsch eine Dienststelle, die, mit einem eigenen Haushaltstitel ausgestattet, ab 1959 in der Lage war, die ersten größeren Aktionen zu konzipieren und auszuführen. Diesem Führungsstab arbeiteten bald nicht nur eine Reihe wissenschaftlicher Mitarbeiter aus dem zivilen Bereich zu wie etwa der spätere CDU-Abgeordnete Dr. Werner Marx, sondern auch eine Reihe von Reserveoffizieren, die im Bonner Umfeld privatwirtschaftliche Unternehmen aufgebaut hatten, sei es, dass sie Verleger waren wie Lothar Ballusek (Hohwacht-Verlag Bad Godesberg)¹² oder Inhaber von Public Relations-Agenturen wie Bertram Otto (kontakt-Agentur Bonn). Aus Sicht des Verteidigungsministeriums waren sie die ideal zuarbeitenden Dienstleister, welche die gewünschten Drucksachen vom Konzept bis zum fertigen Propaganda-Endprodukt ohne Einschaltung dritter Betriebe oder Werkstätten anbieten konnten. Mit der Zeit wurde auch ein PSK-Spezialarchiv aufgebaut und eine „Schule für psychologische Kampfführung“, die zunächst im Schloss Alfter bei Bonn, später im ehemaligen Franziskanerkloster in Euskirchen untergebracht war.

Von Ende 1959 bis in die siebziger Jahre hinein wurde nun, im Führungsstab konzipiert und durch reguläre Bundeswehreinheiten ausgeführt, Propaganda gegen die DDR vorwiegend mithilfe gasgefüllter Ballons betrieben. Davon wurden zur Hochzeit des Flugblattkrieges im Jahr 1963 etwa 20.000 Stück über das Truppenamt Geophysiker in Köln beschafft („aerologisches Verbrauchsmaterial“¹³). Durchgeführt wurden diese Aktionen von den drei Kompanien der sogenannten PSK (Psychologische Kampfführung), die jeweils über einen Lautsprecherzug, einen Flugblatt-Raketenzug und einen Ballonzug verfügten. Den normalen Truppenteilen ausgliedert, waren sie dem I. bis III. Heereskorps der Bundeswehr unterstellt. Faktisch

¹¹ Bulletin des Bundespresseamtes vom 12. August 1958.

¹² Im Hohwacht-Verlag erschien z.B. 1957 der Titel des Autors Christian Herms (Pseudonym von Karl-Christian Trentzsch): Für und wider die Bundeswehr.

¹³ Bundesarchiv/Militärarchiv (im folgenden BaMa), Bestand BW 2/20252.



Bundeswehr-Ballonaktion gegen die DDR, getarnt und in Zivilkleidung (Juli 1961)



Bei der Aktion rekrutiert die Bundeswehr spielende Kinder als Hiwis, die nach sechsstündigem Arbeitseinsatz mit einem Bonbon, einem Kinder-Luftballon und 50 Pf entlohnt werden.

waren die PSK-Kompanien damit die einzigen Truppenteile, die zu Friedenszeiten nichts anderes taten als im Ernstfall auch: Informationen, die das Ziel hatten, Soldaten wie Zivilisten der anderen Seite zu beeinflussen, gezielt auf fremdes Territorium zu tragen.¹⁴ Noch 1970 wurden von ihnen etwa 20 Tonnen Papier in die DDR verbracht, unter anderem die Erfurter Rede Willi Brandts. Erst die Unterhändler der beiden deutschen Staaten Egon Bahr und Michael Kohl einigten sich im Frühsommer 1972 im Zuge ihrer Verhandlungen zum Grundlagenvertrag darauf, als Gegenleistung für das Verstummen des letzten DDR-Soldatensenders 935 die Flugblattaktionen der Bundeswehr endgültig einzustellen.

IV. Anatomie der psychologischen Kampfführung: Getarnte Aktionen, politisch gedeckt

Um ihren Auftrag auszuführen, suchten sich die PSK-Kompanien ein verschwiegenes, gut abzusicherndes Waldstück in Zonenrandnähe. Nicht selten wurden auch

¹⁴ Vgl. auch K.-H. Roth/N. Neumann/H. Leib: Invasionsziel DDR. Psychologische Kampfführung vom Kalten Krieg zur Neuen Ostpolitik, Hamburg 1971.

wochenlang Zeltlager aufgeschlagen, wenn der Wind ungünstig stand und Ballonstarts unmöglich machte – zumal die Windverhältnisse die Bundeswehr keineswegs so eindeutig bevorteilten wie dies in Presseberichten später manchmal dargestellt wurde. Diskretion gehörte nicht nur zum Einsatzbefehl, sondern bestimmte den Truppenalltag. Stets war das Mitführen des Zivilanzugs Pflicht, wurde doch häufig im nächstgelegenen Dorfgasthaus „Unternehmerverpflegung“ zu sich genommen.

Doch nur oberflächlich gesehen erscheint das Treiben der PSK an wie das einer losen, verschworenen Desperado-Truppe. Sowohl technisch wie logistisch und erst recht politisch waren die Einheiten auf Unterstützung angewiesen, z.B. durch zivile Ballonstaffeln von 10 bis 20 Mann Stärke, die unter Führung von Reserveoffizieren den Nachschub sicherstellten, vor allem die doch recht beträchtlichen Mengen an Wasserstoffgas: Immerhin wurde für einen einzigen Ballon eine ganze Flasche benötigt. Nachts wurden dann bis zu 300 Ballons befüllt und aufgelassen. Darüber hinaus war man dringend auf die Amtshilfe der Wetterdienste und der Landespolizeidirektionen angewiesen: Die Fahrer ziviler Versorgungs-LKWs mussten von höheren Dienststellen mit Sonderpapieren ausgestattet werden, die sie gegen Kontrollen übereifriger Ortpolizisten zu schützen vermochten. Selbstverständlich waren die Aktionen der PSK-Truppen nicht ohne administrative Rückendeckung denkbar, wie sie in den „Sitzungen des Arbeitskreises der Ständigen Konferenz der Innenminister der Länder“ sichergestellt wurde, wo neben den Staatssekretären der Innenministerien der Zonenanrainerländer auch Vertreter des Bundesministerium des Innern, des Bundesgrenzschutzes, des damaligen Ministeriums für Gesamtdeutsche Fragen sowie des Berliner Senats anwesend waren. Unverzichtbar war schließlich die politische Unterstützung auf höchster Ebene: Schließlich waren in den mehr als zwölf Jahren, während derer die Flugblattaktionen stattfanden, vier Verteidigungsminister (Franz-Josef Strauß, Kai Uwe von Hassel, Gerhard Schröder und Helmut Schmidt) und sechs Gesamtdeutsche Minister unterschiedlicher politischer Couleur in dieselben Verschlussachen und Dienstgeheimnisse eingeweiht. Über alle Fraktionen des Bundestages hinweg, über alle Parteien und Ausschüsse galt es, einen stillschweigenden Konsens herzustellen und durchzuhalten.

V. **Peinliche Enthüllungen: Auch wir machen Propaganda**

Mit dem Tag des Mauerbaus und der Selbstabschottung der DDR wurden die Aktionen der PSK plötzlich aktuell und brisant: keinem Rollkommando der Staatssicherheit war es ja nun auch mehr möglich, gegen – zudem bewaffnete – Bundeswehr-Einheiten etwas auszurichten. Zügig wurde der Aufbau der Einheiten vorangetrieben: Mitte 1962 erreichten die Truppen ihre Sollstärke, und in den Jahren 1963 und 1964 entfalteten sie mit etwa 80 to jährlich expedierter Drucksachen das (zumindest quantitative) Maximum ihrer Aktivität (die vier- bis fünffache Tonnageversandleistung wäre freilich leicht möglich gewesen). Parallel dazu wurden in dieser Zeit, ebenfalls in besonderer Hinsicht auf beeinflussende Wirkungen hinter der innerdeutschen Grenze, die elektronischen Medien ausgebaut: So nahm am 1. Januar 1962 der Deutschlandfunk, am 1. April 1963 das ZDF seine Sendetätigkeit auf.¹⁵

Doch die PSK-Einheiten unterschieden sich von den elektronischen Sendern nicht allein dadurch, dass sie handfestes Material versandten, sondern ihre Existenz war der westdeutschen Öffentlichkeit nicht einmal bekannt. Die DDR-Bevölkerung freilich, die fortan fast flächendeckend mit Papier überschüttet wurde, nahm ihr Treiben dafür umso mehr wahr: Noch in den frühen siebziger Jahren fanden Spaziergänger im waldreichen Gebiet zwischen Helmstedt und Magdeburg mit Sicherheit Flugblätter vor. Nur die DDR-Organe waren gegen die nachts sanft und friedlich hereingleitenden Ballongeschwader machtlos: Offiziere der Staatssicherheit mussten sich darauf beschränken, auf einer Karte mit Fähnchen die Orte zu markieren, auf welche sich wieder einmal ein Flugblattsegen ergossen hatte, um möglichst rasch ganze Schulklassen zum Aufsammeln und ‚Unschädlich-Machen‘ der West-Propaganda in Bewegung zu setzen.

Nahezu unbemerkt konnten die PSK-Truppen mehr als dreieinhalb Jahre lang nach dem Bau der Mauer ihr Spielchen treiben, bis sie im Frühjahr 1965 vom größten anzunehmende Unfall ereilt wurden: plötzlich drehte sich der Wind. In Altenbuschla, einem Dorf kurz vor der Zonengrenze, waren an einem Sonntagnachmittag 15 Ballons niedergegangen – mitten auf einem Kirmesplatz. Die Dorfbewohner,

¹⁵ Vgl. hierzu F. Capellan: Für Deutschland und Europa: Der Deutschlandfunk. Rundfunkanstalt mit besonderem Auftrag 1961-1989, München 1993.

welche die Ballonfracht interessiert begutachteten, waren nicht wenig erstaunt, anstatt der erwarteten Ost-Parolen Zettel vorzufinden, die den westlichen Wohlstand priesen und gelungene Fluchten von NVA-Grenzern: „Liebe Kameraden,“ so hieß es auf postkartengroßen Flugblättern, „viele Grüße aus Westdeutschland. Der Große Sprung hat sich für mich gelohnt.“

Natürlich rief der Vorfall Journalisten auf den Plan, und so erfuhren nennenswerte Teile der westdeutschen Öffentlichkeit erstmals am 13. März 1965 durch einen Fernsehbeitrag in der Hessenschau von ominösen Ballonaktionen: Der Verursacher freilich wurde nicht genannt. Auch andere Fernsehteams waren schon kurz zuvor auf ähnlichen Spuren: Bereits im Herbst 1964 hatte eine Mannschaft des Magazins „Report“ vom Westdeutschen Rundfunk einen Film zum Thema gedreht: Hier war der Absender namentlich benannt worden. Doch der Beitrag, obwohl bereits in den Programmzeitungen ausgedruckt, wurde niemals gezeigt. Von höchster Stelle im Verteidigungsministerium aus und unter Androhung eines Landesverratsverfahrens wurde seine Ausstrahlung unterdrückt. Weniger Respekt vor solchen Drohgebärden hatte schließlich ein panorama-Team des Norddeutschen Rundfunks und benannte, wenige Wochen nach dem Hessenschau-Beitrag, in seinem Film nicht nur die Bundeswehr als Urheber der Aktionen, sondern forderte durch den Verteidigungsexperten der SPD Karl Wienand Aufklärung vom Verteidigungsminister selbst. Der FDP-Abgeordnete Kohut brachte eine entsprechende Anfrage im Parlament vor, und der seinerzeitige Bundesminister der Verteidigung Kai Uwe von Hassel räumte nun kleinlaut seine Zuständigkeit ein. Befragt, welchen Sinn er in diesen Aktionen sehe, antwortete er, die ihrer Informationsmöglichkeiten beraubten Soldaten der NVA-Grenzkommandos bedürften dieser Botschaften. Im übrigen kannten diejenigen, die kritisierten, die Zusammenhänge nicht: Tausende von Briefen, die auf die Botschaften hin einträfen, rechtfertigten sie.¹⁶

Fortan war nicht mehr zu bestreiten: Ein demokratisches Staatswesen ließ in Friedenszeiten durch Armee-Einheiten Flugblätter, Flugzeitungen und später auch ganze Bücher auf fremdes Territorium niederregnen, wofür Mitglieder der Regierung in letzter Instanz verantwortlich waren. Dass es sich hier um Propaganda handelte, darüber konnte selbst im Führungsstab kein Zweifel bestehen. Denn so ver-

¹⁶ Parlamentsarchiv des Deutschen Bundestages, 4. Wahlperiode, 182. Sitzung, Sp. 9145.

Bilder: Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf

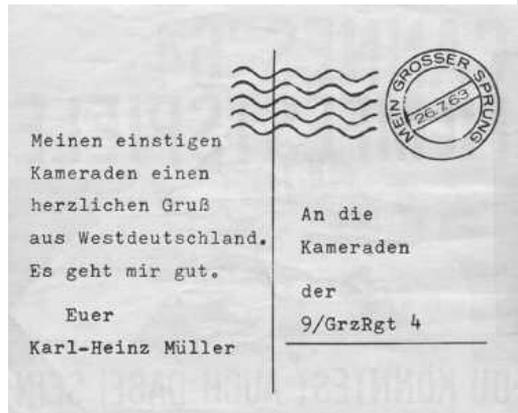


Bundeswehr-Kleinstflugblatt (10 x 7 cm) mit unverhohlener Aufforderung zur Republikflucht (Frühjahr 1964)

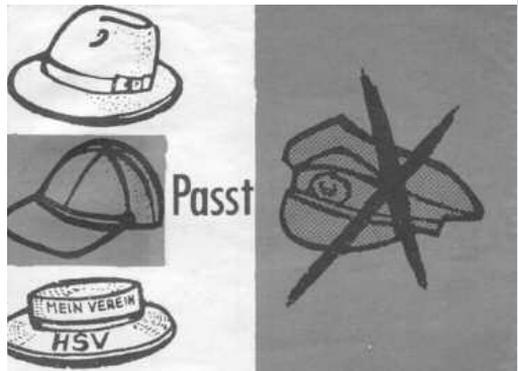


Ein anderes Kleinstflugblatt preist Autoangebot und Wohlstand in der Bundesrepublik.

Ein weiteres Kleinstflugblatt kontrastiert polemisch westliche Freizeit-Kopfbedeckungen mit der NVA-Dienstmütze der DDR



Auf der Rückseite wird im Rahmen der Aktion „Mein großer Sprung“ (siehe Stempel) Bezug auf real erfolgte Republikfluchten von NVA-Grenzsoldaten angespielt (hier auf diejenige von Karl-Heinz Müller vom 9 GrzRgt 4 am 26. Juli 1963)



schämt der Öffentlichkeit gegenüber nun zugegeben werden musste, dass solche Beeinflussungsversuche stattfanden, so unverhohlen forderten ja nicht wenige dieser Zettel die NVA-Grenzkommandos nach dem Muster des am Tag des Mauerbaus durch seinen Sprung über den Stacheldraht berühmt gewordenen Grenzsoldaten Conrad Schuhmanns zur Flucht auf – ein Fall klassischer Zersetzungpropaganda, wie er gerade den Militärs aus dem Zweiten Weltkrieg noch gut in Erinnerung sein musste.

VI. Schwejkiaden im Regierungsauftrag: Wer wird denn gleich in die Luft gehen?

Gleichwohl muteten nicht wenige Aktionen der PSK geradezu an wie ein überdimensioniertes Räuber- und Gendarm-Spiel und kündeten auf ihre Weise von einer kommenden Entkrampfung im deutsch-deutschen Verhältnis. Anhand einer kleinen Begebenheit aus dem Alltag der Truppe, die zudem ihre Beweglichkeit und Phantasie spiegelt, sei dies festgemacht.¹⁷ Ende Februar 1963 stapften die vier Bundeswehr-Gefreiten Plumenbohm, Otte, Rudolph und Flesmes bei einer Geländeübung im Harz umher. Feste Straßen zu benutzen und Zivilpersonen nach dem Weg zu fragen war ihnen verboten. Dicker Nebel kam auf, als sie ein Drahthindernis wahrnehmen, das ihnen im diffusen Licht als Viehzaun erschien. Ein Zivilist tauchte auf, den sie befehlswidrig fragten. Antwort: „Mensch, ihr seid hier in der DDR.“ Der Rückweg durch Minengürtel und an schussbereiten Grenzposten vorbei dünkte sie selbstmörderisch. Also ließen sie sich den Weg zur nächsten Unterkunft der Volksarmee weisen. In Feldmontur mit Helm und Nato-Gewehr betraten sie die Militärbaracke und fragten den erstbesten Volksarmisten: „Kumpel, wo sitzt dein Chef?“ Der Angeredete mürrisch: „Haut ab, ich hab was zu tun.“ Der nächstangesprochene, ein Unteroffizier, blieb gleichfalls ungerührt, zeigte auf eine Tür: „Da drin.“ Dem Kompaniechef von der anderen Feldpostnummer verschlug der Anblick armierter Bundeswehrsoldaten zunächst die Sprache. Gefreiter Plumenbohm erläuterte das Missgeschick. Doch auf die Frage: „Wollt ihr hierbleiben?“ meinte er: „Nein, das geht nicht, ich bekomm übermorgen Urlaub. Ich will mit meiner Frau verreisen.“ Das Kommando der Grenzbrigade alarmierte einen Oberst der Staatssicherheit in Erfurt. Auch dessen Angebot, doch in der DDR zu bleiben, schlugen die vier Gefreiten aus. Nach zwei Tagen schickte sie der Oberst über die Grenze zurück. Kamera-

¹⁷ Parlamentsarchiv des Deutschen Bundestages, 4. Wahlperiode, 182. Sitzung, Sp. 9145.



Ausschnitt aus einer mit Ballons über DDR-Gebiet abgeworfenen Flugzeitung, speziell für NVA-Soldaten

den der Volksarmee zeigten ihnen eine Minengasse. Letzter Kumpelrat: „Schmeißt unsere Zigaretten weg, sonst meinen die drüben, wir hätten euch bestechen wollen.“

Auf der Westseite wenige Tage später: Die in Borken stationierte PSK-Kompanie 981 unter Leitung von Hauptmann Obst erhält den Einsatzbefehl zur Übung „Glaserkitt“. 57 Mann: 4 Offiziere, 9 Unteroffiziere und 44 Mannschaftsdienstgrade machen sich auf den Weg, ausgerüstet mit 5 to „PSK-Drucksachen“ und 18 Fahrzeugen.¹⁸ „Glaserkitt“ wird im Raum Kilian (Lüchow-Dannenberg) zwischen dem 5. und 15. März in Angriff genommen – ergänzt durch drei einzelne Aktionen unter den Code-Namen „Hirtenhund“, „Handgepäck“ und „Igelbische.“ In diesen zehn Tagen werden mithilfe von 900 Ballons 717.000 Druckschriften (ca. 3 to) verbracht, neben 74.000 getarnten Zeitungen „Neues Deutschland“, 251.000 Zeitungen „NVA 1/63“, aber auch 7.000 Stück „Danksagung“ mit anhängenden 21.000 Zigaretten (= 1.000 Päckchen) der Marke HB (Slogan: „Wer wird denn gleich in die Luft gehen? Greife lieber zur HB!“) als Anerkennung für die „anständige Behandlung“ eben jener vier Bundeswehrgefreiten während ihres ungewollten DDR-Abenteuers.

Als ob die Denk- und Verhaltensmuster des Kalten Krieges Mitte der sechziger Jahre schon nur noch als Groteske zu ertragen gewesen wären! Haltungen, die erst Jahre später politikmächtig werden sollten, waren plötzlich gefordert, und wenn es die Einübung einer partnerschaftliche Rolle im ‚kleinen‘ Grenzverkehr war – inklusive generösen Zigarettenreichens über den Zaun.

Kultur- und werbegezeichnetes Archiv Freiburg kwaf

FORUMSCHULSTIFTUNG



Bilder: Kultur- und werbege-
schichtliches Archiv Freiburg kwaf

Bundeswehr-Flugblatt mit auf-
reizendem Appell zur Republik-
flucht (ca. 1963)



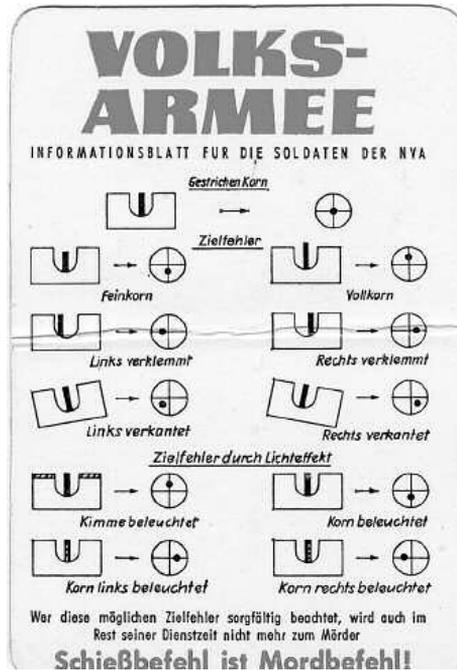
Auf der Rückseite Häme über die mangelhafte
Qualität der Grenzanlagen und der militäri-
schen Ausrüstung der DDR

VII. Aus Propaganda wird „Information“

Es war ein bunter Strauß von „Drucksachen“, die auf die DDR abregneten: Vom Mini-Flugblatt über die periodisch wiederkehrende Zeitung („Rote Fahne“, „Volksarmee“, „Mitteldeutsche Arbeiterzeitung“) bis hin zum Taschenbuch im Format 10 x 13 cm (Z.B. Carola Sterns Ulbricht-Biographie) reichte die Spanne. Die Auflagen der Flugblätter erreichten zum Teil gigantische Dimensionen. Von einem 4-g-Flugblatt, das auf der Vorderseite einen deformierten Ulbricht zeigte nebst dem Kommentar „Dieser nicht...“ und den Halbsatz auf der Rückseite durch „... aber Neckermann macht's möglich“ komplettierte, ergossen sich allein zwischen dem 12. Juli und dem 6. September 1963 über 17 Millionen Stück über DDR-Gebiet.¹⁹ Zwar

¹⁹ Nach Aufzeichnungen Albert Hagemanns wurden zwischen August 1961 bis August 1964 wurden 232 verschiedene Drucksachen, von denen rund hundert zur Kategorie Miniflugblatt zu rechnen waren, hergestellt.

stand gerade das Neckermann-Motiv wegen seiner vermeintlichen Primitivität in der öffentlichen Kritik, dennoch sollte nicht verkannt werden, dass hier Kommunikationsprofis am Werk waren. Aus einem der Süddeutschen Zeitung zugepielten Schreiben des Oberst Trentzsch an die Firma Neckermann entschuldigte sich dieser für den Slogan-Raub, verwies zu seiner Entlastung aber darauf, dass es „um 1963 herum in der DDR Witze gegeben habe: Der Sozialismus siegt – aber Neckermann macht's möglich!“ Auf diesem dem Hause Neckermann doch zur Ehre gereichenden Bewusstseinsbestand (sein Name gelte auch im Osten als „Synonym für nicht plangebundenes Wirtschaften“) habe man das Flugblatt aufgebaut. Er, Trentzsch, werde es aber bestimmt nicht wieder tun – worauf Neckermann sich zufrieden gab und die Sache durch seine Juristen nicht weiter verfolgen ließ.²⁰



Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf

Eine per Bundeswehr-Ballon auf DDR-Gebiet verbrachte „Daneben“-Schießlehre im Miniformat, um den Schießbefehl der NVA-Grenztruppen bei Republikfluchten zu unterlaufen (ca. 1967)

Sowohl die panorama-Fernsehberichterstattung als auch die allmählich undurchlässiger werdende Grenze fanden in den PSK-Drucksachen einen deutlichen Niederschlag. Ab Mitte 1965 wurden die so aufreizenden Aufforderungen zur Flucht durch defensive Verhaltensempfehlungen ersetzt, beispielsweise durch kleine Schießlehren mit Anleitungen für Fehltreffer. Auch der Informations- und Aufbewahrungswert des Materials stieg in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre deutlich an. Am Ende sah, was, genauer betrachtet, durchaus noch Propaganda war, kaum mehr wie Propaganda aus. So brachten Flugzeitungen verstärkt Informationen über die Stundenlöhne von Handwerkern oder die Anschaffungspreise gebrauchter Autos in der Bundesrepublik.

²⁰ „Neckermann schießt auf Luftballons“, in: Süddeutsche Zeitung vom 27. Juli 1965.

Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf



DDR-Gummiball als „trojanisches Pferd“ mit einliegendem Propagandamaterial (hier Soldatenzeitung Rührt Euch), der in westwärts fließende Flüsse wie Elbe oder Werra geworfen wurde (vom Bundeskriminalamt aufgeschnitten, ca. 1963)

Konzedieren muss man den PSK-Strategen, dass sie an der Verfeinerung und Optimierung ihrer Botschaften kontinuierlich gearbeitet haben: sie kannten ihre Adressaten und stellten sich immer besser auf sie ein. Natürlich ließ sich aus einem stets erneuernden Fundus an Informationen auch gut schöpfen. Durch die pro Jahr 100 bis 200 geglückten Fluchten von DDR-Grenzen waren ihnen sogar die neuesten Ulbricht-Witze oder prospektive Fluchtkandidaten bekannt. Was hinüber geschickt wurde, erfreute sich großer Beliebtheit („Es gibt für die NVA-Soldaten keine spannendere Lektüre!“), ganz im Gegensatz zur auch 1970 noch hilflos operierenden und in imperativischen Formeln erstarrten Parolensprache der Ostseite: „Nicht den Anschluss verpassen! Steigen Sie ein in den Zug der Zeit! Fordern Sie die völkerrechtliche Anerkennung der DDR!“

VIII. Überholen ohne einzuholen: Der lange Arm der Westpropaganda

Auch technisch-logistisch war die Bundeswehr ihrem Gegner haushoch überlegen. So wurde – freilich hinter vorgehaltener Hand – gern von gezielten Volltreffern berichtet. Zur Eröffnung der Leipziger Messe flatterten den Besuchern Flugblätter vor die Füße, oder eine Zettelflut wurde an einem überfüllten Badestrand an der Ostseeküste gespült. In der Schlussphase erreichten etwa 80 Prozent der aufgelas-

senen Ballonfracht ihr Ziel: bei 15 % Irrläufern und 5 % Schwundquote. Auch hier nahm sich, was die DDR dagegen zu setzen hatte, hilflos aus. Als Experten des Bundesgrenzschutzes die propagandistischen Angriffswaffen, die Aluminiumhülsen, Kugeln und Pappraketen analysierten, kamen sie zu dem Ergebnis, dass man diese Materialien in westlichen Warenhäusern nicht einmal als Silvester-Feuwerkesscherz würde verkaufen können.²¹ Für sich selbst spricht ein Vorfall, der sich am 17. Juni 1967 auf der Elbe ereignete, als eine auf einem NVA-Schnellboot installierte Mini-Raketenbasis ansetzte, den Ort Hitzacker unter Flugblattbeschuss zu nehmen: „Auf einmal explodierte nicht nur die Zündung der Rakete, sondern die ganze Abschussvorrichtung. Brennend wurde das manövrierunfähige Boot auf bundesdeutsches Gewässer abgetrieben.“²²

So verblieb der Ostseite als einzig erfolgversprechende Möglichkeit, papierene Botschaften an Empfänger in der Bundesrepublik zu verbringen, der teure Postversand. Doch auch hier hatte der Westen im Laufe der Zeit dazugelernt. In den zentralen Briefaussonderungsstellen in Hof, Hamburg und Hannover fischten Spezialbeamte die Propagandasendungen des Ostens mit erstaunlicher Sicherheit aus dem Briefstrom. Allein in Hof sollen bei monatlich mehr als 100.000 verdächtigen Sendungen im Schnitt nur 14 Fehlgriffe vorgekommen sein.²³ Umgekehrt wusste man im Bundeswehr-Führungsstab sehr wohl, dass gerade durch die „Methode des befohlenen Aufsammelns“ der Flugblätter durch Schulklassen oder NVA-Mannschaften ihre gründliche Lektüre sichergestellt war, konnte man doch generell davon ausgehen, dass sich fast jeder heimlich ein Exemplar davon, gewissermaßen als persönliche Trophäe, in die Tasche steckte. Plastisch schildert ein geflohener NVA-Polit-Offizier, dass selbst noch der DDR-Instanzenweg als Multiplikator der westlichen Propaganda-Botschaften hervorragende Dienste tat: „Ein Genossenschaftsbauer der Grenzgemeinde Schrampe fand bei Feldarbeiten in der Gemarkung seines Dorfes

²¹ „Kommunistische Propaganda-„Raketen““, in: Wehrpolitische Information Deutschland-SBZ, Nr. 4 vom 17. Oktober 1963.

²² „Der Westwind hilft Bonn im Flugblattkrieg“, in: Kölnische Rundschau vom 20. Juni 1967.

²³ Nach Angaben von Thomas Moser wurden von Spezialbeamten der Bundespost z.B. allein „im Januar 1966 von etwa 548.000 untersuchten Schriften (aus der DDR) ca. 538.000 zurückgehalten. Im Januar 1967 waren es von rund 402.000 untersuchten Briefen etwa 392.000, die zurückgehalten wurden“, zit: Thomas Moser: Entsorgte Geschichte – Die dunklen Kapitel der Bundeswehrabteilung für psychologische Kampfführung, swr2 Wissen, Sendung vom 28. September 2007. Diese radikale „Entsorgung“ von Millionen missliebiger Postsendungen aus der DDR offenbarte den politischen Stellenwert solcher PSK-Aktionen, die das Briefgeheimnis mit der größten Selbstverständlichkeit ignorierten und somit Grundrechte mit Füßen traten.



DDR-Propagandarakete mit einer Ladung Kleinstflugblätter, vom Bundeskriminalamt aufgeschnitten (ca. 1962)

eine der besagten Flugschriften. Es muss mit Sicherheit angenommen werden, dass er die Schrift erst einmal gründlich gelesen hat. Er kennt die charakterliche Unzulänglichkeit des Bürgermeisters. Er lieferte diesem die Schrift ab, auch er hat sie mit Sicherheit gelesen. Das gleiche kann man von den Gemeindesekretären annehmen. Der Bürgermeister übergab sie dem Parteisekretär, der in der Kreisstadt zu tun hatte, mit der Bitte, sie mir abzugeben, obwohl die Flugschrift eigentlich zur Staatssicherheitsdienststelle oder zur Polizei gehört. Der Parteisekretär gab sie in meinem Vorzimmer ab und unterhielt sich darüber mit meinem persönlichen Referenten. Er machte abwertende Bemerkungen über den Inhalt der Schrift, woraus man schließen muss, dass auch er sie gründlich gelesen hat. Auch mein persönlicher Referent und meine Sekretärin lasen das Material. Dann erst kam es zu mir. Auch ich studierte es und leitete es dann an die Kreisdienststelle der Stasi weiter. Diese eine Schrift ist also von mindestens acht bis zehn Menschen gelesen worden, ohne dass jemand irgendeine Vorschrift verletzt hätte.²⁴

Aus der Sicht des Führungsstabes der Bundeswehr verblieben als die einzigen ernstzunehmenden, da nicht unmittelbar auszuschaltenden gegnerischen Propagandaquellen die Soldatensender 904 und 935.

²⁴ BaMa BW 2/7171.

IX. Kommunikation über die Mauer: subkutan und subversiv

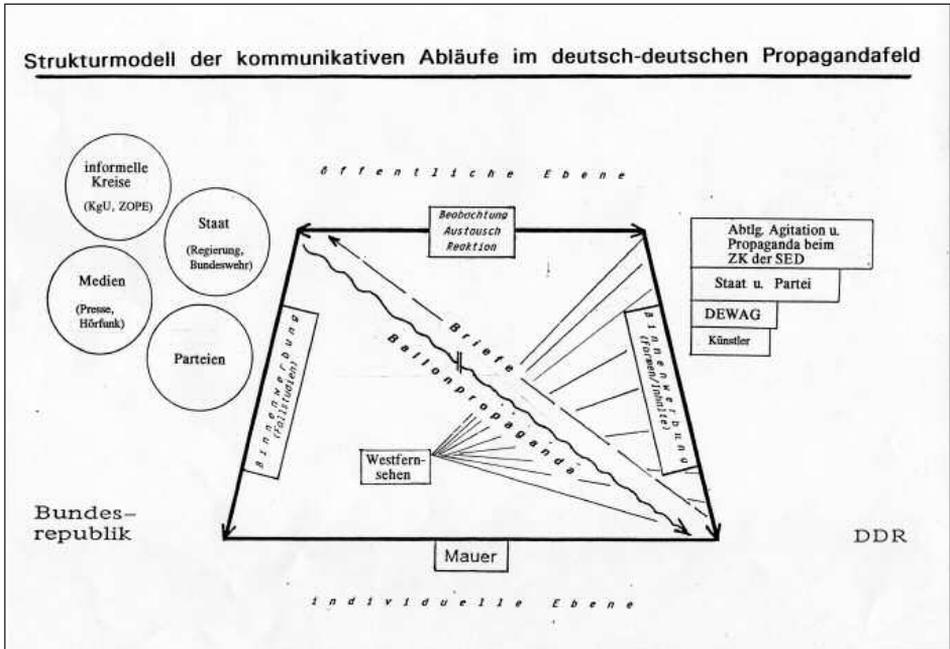
Wenngleich die Wahrnehmung der Flugblattaktionen im Westen wie im Osten in scheinbar ähnlicher Verzerrung erfolgte, sie beruhte doch auf völlig verschiedenen, vom jeweiligen System generierten Begriffen und Strukturen von Öffentlichkeit. Bis zur „Enthüllung“ durch die panorama-Sendung war man im Westen verständlicherweise bemüht, seine so deutliche Überlegenheit in Sachen Propaganda angesichts der geltenden demokratisch-parlamentarischen Gepflogenheiten nicht publik werden zu lassen, im Osten verspürten die Verantwortlichen ebenfalls wenig Neigung, ihre Ohnmacht angesichts nachts lautlos und friedlich hereingleitender Ballongeschwader der Bevölkerung gegenüber einzugestehen. Was in der Bundesrepublik folglich möglichst heruntergespielt wurde, wurde in der DDR, wenn man schon um eine Meldung nicht umhin kam, gleich über Gebühr dramatisiert; da wurden die Ballons schnell zu gefährlichen Offensivwaffen des westdeutschen Militarismus, die mit ihren heimtückischen Sprengladungen schon Kindern die Arme abgerissen hätten.²⁵

Selbst also noch im Umgang bzw. Nicht-Umgang mit diesem Thema in der Öffentlichkeit zeigt sich ein Konstituens deutsch-deutscher Kommunikation in der Endphase des Kalten Krieges. Hierhin gehören auch die geheimnisvollen Äußerungen Kai Uwe von Hassels über jene „Tausende von Briefen“: ein Kommunikationsergebnis, auf das man nicht verzichten wollte. Ihre Lektüre ist in der Tat beeindruckend, weniger, weil die Zuschriften derjenigen, die überhaupt antworteten, zu 97 bis 99 Prozent positiv ausfielen, sondern weil sich in ihnen eine rührende, mitunter beängstigende Offenheit kundtat, mit einem unbekanntem Gegenüber eine persönliche Zwiesprache zu suchen, die weit über das hinausging, was Bundesbürger ihrer eigenen Administration an Vertrauensvorschuss jemals eingeräumt hätten. Als ein Beispiel für viele sei hier der im Auftrag der CDU durchgeführte PSK-Einsatz „Ameise“ in der Nacht vom 17. auf den 18. August 1962 genannt. Auf das dabei verbrachte CDU-Flugblatt „Die Welt weiß vom Unrecht in der Zone!“ trafen an die Deckadresse genau 199 Zuschriften ein: „Am 21. 8. habe ich die Flugblätter im Senoer Wald bei Dessau-Roßlau gefunden. Sie werden gesammelt und den Funktionären in die Briefkästen geworfen. Sendet uns noch mehr, evtl. Illustrierte Zeitungen, die werden am begeistertsten gelesen. Mit Gruß Neptun.“²⁶

²⁵ „Mütter klagen an!“, in: Frau von heute, Nr. 27/1958.

²⁶ BaMa BW 2/6864

Von unmittelbar subversiven Wirkungen wusste ein anderer Schreiber zu berichten: „Werter Kurt Stein. Ich möchte Ihnen hiermit mitteilen, dass in Köthen und Umgebung Flugblätter niedergegangen sind. Dadurch ist es auf dem Flugplatz von Köthen, der von sowjetischem Personal besetzt ist, zu großen Tumulten gekommen. Die Russen, die diese wahrheitsgetreuen Blätter gefunden haben, klebten sie an die Kommandantur und schrieben mit Farbe in russisch ‚Das ist die Wahrheit!‘ In den Betrieben wird mit Ölfarbe geschrieben: ‚Ulbricht ist ein Mörder, Ulbricht ist ein Verbrecher!‘ Bis jetzt wurde noch keiner erwischt. Ich habe 5 Flugblätter gefunden und habe sie in die Reklamekästen und an die Säulen geklebt, dass sie jeder lesen soll und die Unruhe gegen die Kommunisten größer wird. Ich verbleibe Ihnen als ein steter Helfer in diesen Sachen.“²⁷ Immer wurde aus den Briefen eine Forderung laut: „Schickt uns mehr Material!“ Als ob die Bundesrepublik durch diese Botschaften in personam präsent zu machen gewesen wäre und – so musste es doch scheinen – „ihre“ Mitbürger im Osten nicht vergaß! Eine Zuschrift aus Greiz-Dörlau vom 15. Oktober 1963: „Wenn die Russische Besatzung nicht wäre, wäre das Regime in 24 Stunden weggefegt und das KZ wäre offen, in dem wir seit Jahren leben müssen.“



²⁷ BaMa BW 2/6864.

Die Struktur dieser Kommunikation zwischen Privatpersonen im Osten und staatlichen Stellen im Westen – vorbei an den DDR-Organen als auch der westdeutschen Öffentlichkeit – lässt sich als eine subkutane begreifen und beschreiben. In ein Modell deutsch-deutscher Kommunikationsabläufe übertragen, zeigt sich, welche eminent politische Qualität die Bundesregierung der Psychologischen Kampfführung der Bundeswehr zugemessen haben muss. Zum einen schienen ihr die Ballonaktionen und der durch sie angeregte Rückfluss von Briefen einen probaten Zugang zum ‚wahren‘ Denken und Fühlen der DDR-Bevölkerung zu eröffnen, zum anderen dürfte es ihr sehr zupass gekommen sein, dass diese (neben dem Westfernsehen) gerade einmal 300 Mann starke Ballon-Truppe entscheidend dazu beitrug, das Informationsmonopol der SED nachhaltig auszuhöhlen. Beides: Kontakthalten mit der Bevölkerung „drüben“ bei gleichzeitiger Destabilisierung des Ulbricht-Systems können als Determinanten konservativer Deutschland-Politik bis weit in die sechziger Jahre hinein bezeichnet werden. Obwohl die PSK-Truppe der Verwirklichung dieser politischen Zielvorstellungen auf geradezu kongeniale Art entsprach, konnte ausgerechnet sie am wenigsten auf den öffentlichen Beifall der politisch Verantwortlichen rechnen. Dieses letzte Kapitel des Kalten Krieges, das nicht frei von grotesken, ja komischen Elementen war, musste gewissermaßen „unter der Bettdecke“ spielen. Gleichwohl mag, wer die Aufbewahrungskultur der Bürger und Bürgerinnen in der DDR kennt, sehr wohl errahnen, welche Langzeitwirkungen von diesen Botschaften ausgegangen sein dürften.

Das Opinfo Bataillon 950 Mayen – Nachfolgeorganisation der bis 1990 bestehenden Einheiten für psychologische Kampfführung/ Verteidigung PSK/PSV



Internetseite der Bundeswehr

Auch heute noch verfügt die Bundeswehr über Spezial-Einheiten für kommunikative Aufgaben. Dieses Opinfo-Bataillon 950 ist 1250 Mann stark, seine Befehlszentrale befindet sich in Mayen und Koblenz.

Sein Operationsgebiet sind aber hauptsächlich Krisengebiete wie der Kosovo oder Afghanistan. Dieses Bataillon kann als Nachfolgeorganisationen der ehemaligen psychologischen Kampfführung angesehen werden und verfügt über modernste technische Mittel und Ausrüstungen. Es betreibt neben dem Soldatensender „Radio Andernach“ auch sogenanntes „Betreueradio“ im jeweiligen Einsatzgebiet. Ebenso verfügt das Bataillon über mobile Lautsprecher-Einheiten und produziert neben Videos, CDs und DVDs auch klassische Druckerzeugnisse wie Plakate, Broschüren oder Flugblätter, deren Adressaten gegnerische Truppen ebenso sein können wie die Zivilbevölkerung. So wurden speziell für den Einsatz in Afghanistan Handzettel an Kinder und Minderjährige verteilt, die zur Abgabe von Waffen im Tausch gegen Schulhefte auffordern. Auf der Internetseite des Bataillons wird der politische Auftrag so umschrieben: „Massenkommunikationsmittel können Verlauf und Ausgang von Konflikten entscheidend beeinflussen. Wer über sie verfügt, wird sie zum eigenen Nutzen und zum Schaden des Gegners einsetzen. Propaganda und Desinformation zur Manipulation von Meinungen können Teil der gegnerischen Operationsführung sein.“

*Aktuelles Wappen des
OpInfo-Bataillons*

Literaturhinweise:

Dirk Schindelbeck: Propaganda mit Gummiballons und Pappraketen, in: Gerald Die-sener/Rainer Gries (Hg.): Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflussung im 20. Jahrhundert, Darmstadt 1996, S. 232-243.

Friedrich-Wilhelm Schломann: Mit Flugblättern und Anklageschriften gegen das SED-System: die Tätigkeit der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) und des Untersuchungsausschusses freiheitlicher Juristen der Sowjetzone (UfJ) ; Zeitzeugen-bericht und Dokumentation, Schwerin 2002

Dirk Drews: Die Psychologische Kampfführung/ Psychologische Verteidigung der Bundeswehr – eine erziehungswissenschaftliche und publizistikwissenschaftliche Untersuchung, Mainz 2006

Thomas Moser: Entsorgte Geschichte – Die dunklen Kapitel der Bundeswehrabtei-lung für psychologische Kampfführung, swr2 Wissen, Sendung vom 28. September 2007

Nikolaus Kircher

Die Schmidt-Schule Jerusalem Eine katholische Schule in einem religiös-kulturellen Spannungsfeld



Geschichte und Struktur

Die 1886 von dem deutschen Pater Wilhelm Schmidt für „arabische Mädchen“ gegründete Schule gegenüber dem Damaskustor bündelt drei starke konstitutive Elemente – das Katholische, das Deutsche und das Palästinensische – zu einer besonderen Einheit. Die Schule befindet sich in Trägerschaft der Congregatio Jesu und im Eigentum des Deutschen Verein Vereins vom Heiligen Lande (DVHL). In ihr lernen z. Zt. 524 palästinensische Schülerinnen. Die dreizehnjährige Schullaufbahn reicht von der Vorschule bis zum Abschluss nach der Klasse 12. Die Verkehrssprache im Kollegium und Unterrichtssprache ab Klasse 8 ist Englisch. Deutsch wird ab Klasse 3 fünfständig gelehrt und führt zum Deutschen Sprachdiplom der KMK. Die Schule vergibt bisher das palästinensische Tawjihi und das britische GCE, zwei dem Abitur gleichwertige Abschlüsse. Seit Juli 2008 ist die Schule offiziell zu einer Deutschen Auslandsschule geworden; es wurde in einer 7.Klasse mit der Hinführung zum Deutschen Internationalen Abitur begonnen, d.h. 50 % der Fächer werden auf Deutsch unterrichtet. 90 bis 100 % der Schülerinnen nehmen ein Universitätsstudium auf.

Das Konzept

Träger und Eigentümer der Schule haben sich 2005 entschieden, den Eigenstand der Schmidt-Schule in einem multireligiösen Umfeld und im Wettbewerb mit anderen christlichen Schulen zu sichern, ihre Tradition zu wahren und sie zugleich zukunftsfähig zu machen. Sie bauen dabei auf zwei Pfeiler:

Die Schmidt-Schule ist als Ordensschule eine katholische Schule im Sinne des Corpus Iuris Canonici cann. 796ff. und folgt damit den Anforderungen der Konzilsdeklaration „Gravissimum educationis“ und den pädagogischen Grundlinien der Congregatio Jesu.

Die Schule steht seit ihrer Gründung im Jahre 1886 in deutscher Tradition und hat damit eine dauernde und ständig zu überprüfende Bindung an die Entwicklung von

Schule in Deutschland. Das Konzept zielt darauf ab, christliche und muslimische Schülerinnen gemeinsam im Geiste einer katholischen Schule zu erziehen und ihnen durch die Verbindung deutscher und palästinensischer Bildungstraditionen einen qualifizierten Abschluss auf Abiturniveau zu geben. Sie sollen so dazu befähigt werden, ihre Begabungen zu entfalten und Berufe zu ergreifen, mit denen sie beim Aufbau ihres Landes aktiv mitwirken können.

Katholische Mädchenschule mit christlicher Minderheit

Selbstverständlich dient die Schule dem Zweck, der christlichen Minderheit eine gute schulische Bildung zu ermöglichen und ihnen eine Zukunftsperspektive im eigenen Land und eine Alternative zur Auswanderung zu bieten. Doch rückt bei einem Verhältnis von 80% Muslimen und 20% Christen in der Schülerschaft (in der Lehrerschaft ist es umgekehrt) neben der Förderung der Christen die Aufgabe in den Vordergrund, jungen Muslimen eine Bildung und Erziehung aus christlichem Geist anzubieten und ihnen ein christliches Verständnis vom Menschen und seiner Aufgabe in der Welt vorzuleben und weiterzugeben. Als Stichworte sind hier zu nennen die Würde des Menschen und seine unveräußerlichen Rechte, Bewahrung der Schöpfung und soziale Verantwortung.

Im Rahmen dieser Zielsetzung können die Merkmale einer katholischen Schule, wie sie in der Konzilsdeklaration „Gravissimum educationis“ mit weltweiter Geltung niedergelegt sind, ohne jegliche Abstriche verwirklicht werden: Das konziliare Verständnis von Schule als Erziehungsgemeinschaft, von ganzheitlicher Bildung der



Nikolaus Kircher

Person, der Ausgestaltung von Schule als Lern- und Lebensraum, der Einbeziehung der religiösen Dimension in den Unterricht und in das Schulleben finden bei christlichen wie bei muslimischen Eltern Zustimmung.

Schülerinnen

Die religiöse Dimension, gekennzeichnet durch die Synthese von Glaube und Leben/Glaube und Kultur, ist bei der religiösen Zusammensetzung unserer Schülerschaft anders zu realisieren als in einer katholischen Schule in Europa. Entscheidend ist, dass Religion präsent ist und dass die klare religiöse Identität von Christen und Muslimen als Voraussetzung für einen interreligiösen Dialog und gegenseitige Toleranz erkannt wird. Ein entscheidender Grund für den religiösen Frieden – wenn das hochtrabende Wort einmal gebraucht werden soll – ist sicher dadurch gegeben, dass die Religionsverschiedenheit nicht ständig thematisiert und problematisiert, sondern in der Gemeinsamkeit der Schule einfach gelebt wird.

Der Schultag beginnt mit dem Morgengebet, das die christlichen Schülerinnen in der Schulkapelle (in der jeden Samstag auch die Schulmesse gefeiert wird) und die muslimischen in der Aula verrichten. Danach gehen die Schülerinnen im Klassenverband in den Unterricht. Äußerlich gibt es keine Unterscheidungsmerkmale, da eine Schuluniform getragen wird, die durch keine Zusätze, also auch durch kein Kopftuch, ergänzt werden darf. Während des Fastenmonats Ramadan gibt es mit Rücksicht auf die muslimischen Schülerinnen und Lehrer einen verkürzten Stundenplan. An einem Abend im Ramadan treffen sich Lehrer, Eltern und Schülerinnen zu einem großen Iftar, dem Fastenbrechen, und ebenso selbstverständlich begeht die gesamte Schulgemeinschaft die jährliche Weihnachtsfeier. Christliche wie muslimische Feste sind schulfreie Tage.

Die bisherige Erfahrung zeigt, dass sich in 13 Schuljahren ein praxisgestütztes Wissen über die jeweils andere Religion und gegenseitiger Respekt entwickeln, Freundschaften über religiöse Grenzen geschlossen werden und die gemeinsame Schulzeit weit über das Abitur hinaus verbindet. Ein Anwachsen der Schülerzahl ist ein Indiz für die Akzeptanz des erneuerten Bildungsangebots.

Hinzu kommt die bewusste Mädchenbildung. Dem Bildungsangebot für Mädchen kommt, wie es schon in der Gründungsabsicht von P. Schmidt lag, eine besondere Bedeutung zu. Die Frauen sind in der Binnenstruktur der Familie die stille, aber prägende Kraft. Von ihnen werden Haltungen und Werte an die Kinder weitergegeben. Der Bildungsstand der Frauen wirkt sich langfristig auf den Zustand der Gesellschaft aus. Wir nehmen es als eine Bestätigung dieser Idee, dass unsere Mädchen hierzulande im Vergleich zu ihren Altersgenossinnen als selbstbewusster, tüchtiger und selbstverantwortlicher gelten und dies für viele Eltern ein entscheidendes Motiv ist, ihre Mädchen an unserer Schule anzumelden.



Ankunft vor der Schule

Bilder: Nikolaus Kircher

Eine „Deutsche Schule“ mit 100 % palästinensischen Mädchen

In der zusätzlichen Begegnung mit deutscher Pädagogik und deutschen Lehrern erfahren die Schülerinnen eine Art und Weise des Lernens und eine Persönlichkeitsbildung, die ihnen im einheimischen Schulwesen so nicht geboten würde. Die Anreicherung des Lehrens und Lernens deutscher Pädagogik, Methodik und Didaktik eröffnet einen schulischen Bildungsgang, der Führungskräfte für Palästina hervorbringt. Die Anknüpfung an die deutsche Gründungstradition, die Verstärkung des Deutschunterrichts und die intensive Zusammenarbeit mit deutschen Einrichtungen vor Ort vollzieht sich auch im Sinne der deutschen Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik. Es ist ein zunehmendes Interesse und eine wachsende Förderung durch deutsche Stellen im personellen und konzeptionellen Bereich erkennbar.

Mit KMK-Beschluss vom 11. Juni 2006 hat die Schule die Prüfungsberechtigung für das Deutsche Sprachdiplom erhalten. In einem jüngsten Papier des Auswärtigen Amtes werden in der Schmidt-Schule Jerusalem und der evangelischen Schule Talitha Kumi in Beit Jala eine „Leuchtturm-Funktion“ für den Deutschunterricht an anderen palästinensischen Schulen im Raum Jerusalem/Bethlehem zugewiesen. Seit Beginn dieses Schuljahres ist die Schule in die Förderung der Zentralstelle für das Auslandsschulwesen aufgenommen und erhält weitere deutsche entsandte Lehrkräfte. Dies könnte mithin zum Ausgangspunkt für den angestrebten Schulzweig für das Deutsche Internationale Abitur der KMK werden und mittelfristig einen Bildungsgang auch für deutsche Expertenkin- der eröffnen.



Im Klassenzimmer

Überwindung der Isolation

Zu den schmerzlichsten Erfahrungen unserer Schülerinnen gehört, dass sie wegen der Sicherheitsauflagen nur unter großen Schwierigkeiten reisen können und wenig vom eigenen Land und anderen Ländern kennen. Daher sind seit dem letzten Sommer zielstrebig Kontakte zu externen Partnern aufgebaut worden, die Einladungen aussprechen und so die Ausreise ermöglichen können. Die erste Fahrt nach Jahren ging mit fünf Schülerinnen der Klasse 11 im Juli 2006 zum Maria-Ward-Gymnasium Augsburg. In diesem Sommer fuhrn bereits zwei neunte Klassen zu katholischen Schulen in Deutschland, zukünftig werden diese Fahrten Bestandteil des Schulprogramms sein. Es ist anzumerken, dass es für Eltern in diesem Kulturkreis, ob nun Christen oder Muslime, eine ungeheure Leistung und einen großen Vertrauensbeweis darstellt, ihre minderjährigen Töchter außer Haus und dann auch noch in ein westliches Land zu geben. Der Umstand, dass es sich bei den gastgebenden Schulen in Deutschland um katholische Schulen handelt, hat die Einwilligung der Eltern sehr erleichtert.

Ein weiterer intensiver Außenkontakt ist das vom Sonderbereich „Dialog mit dem Islam“ des Auswärtigen Amtes geförderte multilaterale Projekt „Unterschiede leben – Gemeinsam füreinander da sein“, in dem die Schmidt-Schule mit den deutschen Schulen in Alexandria und Prag und einem Gymnasium in NRW zusammenarbeitet. Teil des Projektes sind wechselseitige Schülerbesuche.

Anfang Mai 2007 ist die Schmidt-Schule in ein EU-Projekt zum Thema „Civic Education“ aufgenommen worden, in dem für zwei Jahre je fünf Schulen aus Jordanien, Israel und Palästina zusammenarbeiten. Durch die genannten Programme ist ein wichtiger Schritt unternommen worden, die Schülerinnen aus der Isolation Palästinas herauszuführen.

Situation und Perspektive Ostjerusalem

Durch ihre Lage in Ostjerusalem ist die Schule den alltäglichen Spannungen ausgesetzt, die aus der besonderen völkerrechtlichen Situation entstehen. Hohe israelische Militär- und Polizeipräsenz in den Strassen, häufige Kontrollen und Checkpoints gehören zur Realität. Dennoch sind den Schülerinnen im Schulalltag die Belastungen und Spannungen nicht anzumerken, die ihnen in der politischen Wirklichkeit widerfahren. Es gelingt offenkundig, mit der Schule einen Lern- und Lebens-

raum zu schaffen, in dem die Mädchen jung und unbeschwert sein können. Dazu tragen neben dem sehr persönlichen Verhältnis zu den palästinensischen und deutschen Lehrerinnen und Lehrern nicht unwesentlich äußere Bedingungen wie u.a. die Grundrenovierung des Schulgebäudes¹ bei. Die Schule stellt für die Mädchen einen geschützten Raum dar, in dem sie ihre Fähigkeiten entfalten können. Wichtig ist uns – ganz im Sinne des Gründers – dass unsere Absolventinnen mit den erworbenen Fähigkeiten ihrem Land nicht den Rücken kehren, sondern sich einbringen in den Aufbau und die Gestaltung einer eigenen palästinensischen Zivilgesellschaft. Unter diesem Blickwinkel liefert die Schmidt-Schule mit ihrer Arbeit als katholische und deutsche Schule ein kleines Mosaiksteinchen zu einer möglichen Friedensordnung in dieser Region.

(aktualisierte Fassung des in engagement, Zeitschrift für Erziehung und Schule, Heft 4/2007 erschienenen Beitrags)

Nikolaus Kircher



¹ Zwischen Sommer 2005 und jetzt erhielt das Gebäude einen komplett neuen Innenanstrich, wurden Heizungsanlage, Sanitärbereiche, Beleuchtung und Fenster völlig erneuert. Durch den Ausbau des Untergeschosses wurden vier neue Klassenzimmer und Duschen eingerichtet, die Empore der Aula wurde in einen großen Kunstraum umgewandelt. Die Investitionen stammen aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande (DVHL).

Aus den Stiftungsgremien und den Schulen

Aus der Stiftungsverwaltung

Nach über 18 Jahren ihrer Tätigkeit als Geschäftsführerin der Schulstiftung wurde **Erzbischöfliche Oberfinanzrätin Christine Ziegler** in einer Feierstunde in die Freizeitphase ihrer Altersteilzeit ver-



Dank für die ausscheidende Geschäftsführerin Erzbischöfliche Oberfinanzrätin Christine Ziegler

abschiedet. Geboren 1949 in Bonndorf begann Christine Ziegler als Inspektorenanwärterin 1967 beim Landratsamt Freiburg. Nach der Inspektorenprüfung wechselte sie 1970 an das Oberschulamt Freiburg, wo sie 1982 aufgrund ihrer hervorragenden Leistungen zur jüngsten Amträtin ernannt wurde. 1990 wechselte sie zunächst als beurlaubte Landesbeamtin zur Schulstiftung. 1994 wurde sie dann aus dem Landesbeamtenverhältnis auf ihren Antrag hin entlassen und als Beamtin der Schulstiftung zur

Erzbischöflichen Oberamtsrätin ernannt. Als Geschäftsführerin war sie wesentlich am Aufbau der verwaltungsmäßigen Strukturen in der seinerzeit wenig mehr als ein Jahr alten Schulstiftung beteiligt und hat aufgrund ihrer Erfahrung und ihres hohen Engagements entscheidend dazu beigetragen, dass es möglich war, die Schulstiftung in recht schneller Folge durch die Übernahme neuer Schulen zu vergrößern. Jede Schulübernahme war eine gewaltige verwaltungsmäßige Herausforderung, zumal in den Jahren, in denen noch keine ausführlichen Erfahrungen vorlagen.

Das Gebiet der Geschäftsführung in der Schulstiftung umfasst nicht nur die Leitung der Geschäftsstelle und der Außenstellen, sondern auch eine Sachzuständigkeit für die Haushalts- und Finanzplanung in einem Umfang von



1. Reihe von links: Stiftungsdirektor i.R. Dr. Weisbrod, Herr Ziegler, Frau Ziegler, Frau Mayer, Pater Martin SJ, StD Orth



Willkommen der neuen Geschäftsführerin Erzbischöfliche Oberamtsrätin Andrea Mayer

inzwischen über 70 Millionen Euro. Diese große Verantwortung schulterte Christine Ziegler ebenso wie die Verantwortung für Bauangelegenheiten sowie die eigenständige Bearbeitung aller Arbeitsverhältnisse im Verwaltungs-, Sekretariats- und Hausbereich. Aufgrund ihrer hervorragenden Leistungen und ihres Engagements erfolgte 2002 ein Laufbahnwechsel, in Folge dessen Geschäftsführerin Ziegler zur Erzbischöflichen Finanzrätin und 2003 zur Erzbischöflichen Oberfinanzrätin ernannt wurde. 2007 konnte Oberfinanzrätin Ziegler ihr 40-jähriges Dienstjubiläum feiern.



Von links: Stiftungsdirektor i.R. Dr. Weisbrod, Herr Ziegler, Geschäftsführerin Frau Ziegler, Stiftungsdirektor Scherer, Geschäftsführerin Frau Mayer, Pater Martin SJ

Die Schulstiftung ist Geschäftsführerin Ziegler zu großem Dank verpflichtet. Dass dies gerade auch von den Leiterinnen und Leitern der Einrichtungen der Schulstiftung sowie von den Mitarbeitern so gesehen wird, kam in der Verabschiedungsfeier eindrucksvoll zum Ausdruck. Wir wünschen Frau Oberfinanzrätin Ziegler Gesundheit und alles Gute für den neuen Lebensabschnitt.

Im Rahmen der Feierstunde wurde **Erzbischöfliche Oberamtsrätin Andrea Mayer** in ihr Amt als Nachfolgerin von Geschäftsführerin Ziegler eingeführt. Andrea Mayer bringt für dieses verantwortungsvolle Amt hervorragende Voraussetzungen mit. Nach ihrer Ausbildung begann sie im Erzbischöflichen Ordinariat ihre Tätigkeit im Verwaltungsbereich und kam 1989 als eine der ersten Mitarbeiterinnen zur neu gegründeten Schulstiftung, in der sie bis 1999, zuletzt als stellvertretende Geschäftsführerin, engagiert am Aufbau der Schulstiftung beteiligt war. 1999 wechselte sie dann in die Schulabteilung des Erzbischöflichen Ordinariats, in der sie bis zu ihrer jetzigen Rückkehr zur Schulstiftung das Sachgebiet Finanzen und Verwaltung leitete.

Die Schulstiftung heißt Oberamtsrätin Andrea Mayer herzlich willkommen und wünscht ihr für ihre verantwortungsvolle Tätigkeit alles Gute, eine glückliche Hand und Gottes Segen.

Dietfried Scherer

Heimschule Lender, Sasbach

In einer beeindruckenden Feier, in der die hohe Wertschätzung von **OStD Dr. Hubert Müller** in allen Beiträgen deutlich spürbar wurde, verabschiedete die Schulstiftung und die Heimschule Lender ihren Schulleiter. Dr. Müller leitete das größte Gymnasium der Schulstiftung und eines der größten Gymnasien in Baden-Württemberg von 2000 bis 2008. Von allen hoch geschätzt begriff er Schulleitung nicht nur als notwendige Verwaltung eines großen Betriebs mit annähernd 2000 Menschen, sondern vor allem als ein wichtiges Aufgabengebiet, sich in Fragen von Bildung und Erziehung zu positionieren, die Arbeit aller kritisch zu reflektieren und dabei das Ziel einer ganzheitlichen Erziehung und Bildung, gerade auf dem Hintergrund des speziellen Erziehungsauftrags einer katholischen Schule immer im Blick zu halten. Schulstiftung und Heimschu-



OStD Lutz Großmann, OStR Petra Dollhofer, Stiftungsdirektor Dietfried Scheer, OStD Dr. Hubert Müller

le Lender sind OStD Dr. Müller für die langen Jahre seiner Tätigkeit als Lehrer, für die größere Verantwortung als stellvertretender Schulleiter, vor allem aber für die acht Jahre seiner Leitungsverantwortung an der Heimschule Lender sehr dankbar.

Für die neue Herausforderung als Schulleiter an der Schule der Borromäerinnen in Alexandria/Ägypten begleiten ihn die besten Wünsche all derer, mit denen er bisher zusammengearbeitet und für die er gearbeitet hat.

Mit dem kräftigen Rückenwind des Vertrauens aller am Schulleben beteiligter Gruppen kann **OStD Lutz Großmann** seine neue Aufgabe als Schulleiter der Heimschule Lender beginnen. Er bringt in diese verantwortungsvolle Aufgabe sowohl langjährige Erfahrung als Lehrer, aber auch Leitungserfahrung als stellvertretender Schulleiter einer katholischen Schule in Berlin und zweijährige Erfahrung als stellvertretender Schulleiter an der Heimschule Lender ein. Auch dies ist ein Grund dafür, dass die Heimschule Lender mit großer Zuversicht in das neue Schuljahr mit ihrem neuen Schulleiter gehen kann.

Komplettiert wird die Schulleitung durch die Bestellung von OStR Petra Dollhofer zur neuen stellvertretenden Schulleiterin der Heimschule Lender. Sie beginnt diese verantwortungsvolle Aufgabe mit über 20-jähriger Erfahrung als Lehrerin an der Heimschule.

Frau Eisen, Frau Gerber, Realschulleiter Gerber, Stiftungsdirektor Scherer, Schulamtsdirektor Paape, Bürgermeister Dr. Rapp



Liebfrauenschule Sigmaringen

Realschulrektorin **Ursula Bisinger**, die von 2003 bis 2008 die Realschule der Liebfrauenschule geleitet hat, wechselte zum neuen Schuljahr an die Realschule Bad Saulgau. Bei ihrer Verabschiedung wurde ihr großes Engagement in den 25 Jahre, in denen sie als Lehrkraft an der Liebfrauenschule tätig war, eindrucksvoll gewürdigt. Diese Anerkennung gilt in besonderer Weise für die Jahre ihrer Schulleitungsverantwortung, in der sie immer wieder neue Wege für die Schülerinnen und Schüler der Realschule, aber auch für ihr Kollegium und für die Weiterentwicklung der Schulart eröffnet hat.



Stiftungsdirektor Dietfried Scherer, Realschulrektorin Ursula Bisinger

Als neuer **Realschulleiter** wurde **Felix Gerber** in sein Amt eingeführt. Felix Gerber unterrichtete bisher an einer Realschule in Göppingen und war dort sowohl im kirchlichen wie im politischen Raum hoch engagiert. Die Schule bereitete ihm einen sehr freundlichen Empfang. Auf dem Hintergrund seiner vielfältigen Qualifikationen im theologischen, pädagogischen und politischen Bereich kann Felix Gerber seine neue Aufgabe mit Zuversicht angehen.

Den beiden ausscheidenden Leitungspersönlichkeiten gilt ein herzlicher Dank für ihr Engagement und ihre vielfältige Arbeit in der Zeit ihrer Schulleitung verbunden mit den allerbesten Wünschen für die an anderer Stelle neu übernommene verantwortliche Leitungstätigkeit.

Den neuen Schulleitern und der neuen stellvertretenden Schulleiterin gelten die besten Wünsche für ihre jetzt übernommenen Aufgaben, bei denen sie immer eine glückliche Hand haben mögen und bei der sie Gottes Segen begleiten möge.

Dietfried Scherer

„Erst prägt der Mensch den Raum, dann prägt der Raum den Mensch.“ Die Neubauten der Sankt Ursula-Schulen Hildastraße in Freiburg

„Das Internat liegt in einem der schönsten Stadtteile Freiburgs, inmitten eines großen Parkes, unweit des Waldes. Die ganze Einrichtung des Hauses entspricht allen berechtigten Forderungen der Neuzeit und trägt das Gepräge eines gemütlichen Heimes...“. Mit diesen Worten wurde 1930 in einem Werbe-prospekt für das Internat und die Schule Sankt Ursula in der Hildastraße geworben. Dieses Zitat verdeutlicht sehr schön, in welchem Spannungsfeld sich auch heute noch unsere Schule bewegt zwischen Konstanten und Wandel.

Was sind die Konstanten unserer Schule?

Am auffälligsten dürfte sein, dass das gesamte Gelände nach wie vor als ein groß angelegter Park empfunden wird. Der Park ist die Vorgabe, an der sich die Architektur auszurichten hat. Sie stellt

eine Form von Lebensqualität dar, die jeder Architekt in der 150-jährigen Geschichte der Bebauung dieses Geländes in seiner Raumkonzeption zu respektieren sich gezwungen sah, auf die er in Einklang mit den unterschiedlichen Nutzerinteressen reagieren musste.

Dieser parkähnliche Charakter unsere Schule ist ein wesentlicher Aspekt, der die Attraktivität der Sankt Ursula-Schulen in der Hildastraße ausmacht, der sie anziehend macht. Im Sommer suchen die Schülerinnen ihre Arbeitsplätze unter der Kastanie, die Jüngeren finden im „Wäldchen“ immer wieder neue Verstecke, die Wiesen verführen manche Schülerin, sich bei den ersten Sonnenstrahlen wie im Strandbad zu fühlen. Wird die Hitze allzu groß, kann man seinen Unterricht im Schatten der Platanen abhalten. Im dritten Obergeschoss verleitet das auf Augenhöhe turnende Eichhörnchen dazu, mehr diesem als dem



Blick aus dem Klassenzimmer auf die Villa und die Magnolie



Der Neubau von Süden



Die Luftaufnahme zeigt sehr schön den hohen Grünanteil

Unterricht zu folgen. Und nicht zuletzt liefert der alte Ginkobaum im Herbst mit seinen gelben Blättern, die er auf den Wegen verstreut, einen unmittelbaren Zugang zu Goethes bekanntem Gedicht. Ein wohltuender Kontrast zu den – oft mehr an Parkplätze gemahnenden – lieblos gestalteten und asphaltierten Pausenhöfen.

Unser heutiges Schulgelände, das wir mit anderen Nutzern teilen, wurde 1868 von dem für sein soziales Engagement auch über Freiburgs Grenzen hinaus bekanntem Unternehmer Jeremias Risler gekauft. Er baute dieses Areal zwischen Hildastraße, Landsknechtsraße, Reichsgrafenstraße und Talstraße zu einem großen Park nach englischem Vorbild mit interessantem Baumbestand aus, von dem wir heute noch profitieren. Rousseau mit seinem Leitspruch „Zurück zur Natur“ stand hierbei Pate. Im Mittelpunkt errichtete er eine repräsentative Villa, Ausdruck seines patriarchalischen Selbstverständnisses, am Rande wurden das Gärtnerhäuschen und das heute noch existierende Pförtnerhäuschen an der Hildastraße angesiedelt.

Wo bis dato Honoratioren verkehrten,



Eingang zu einem Klassenzimmer

war ab 1927 Kindergeschrei zu hören. Das Kloster der Ursulinen, deren Hauptstelle in der Eisenbahnstraße aus den Nähten zu platzen drohte, hatte mit Hilfe der Erzdiözese Freiburg das Gelände samt Villa erworben und dort eine neue Zweigstelle, ein Internat mit Schule und Schülerwohnheim, bezogen. Eine neue Schule, unsere Schule, hat hier ihren Ursprung.

Die großzügig angelegte Fläche konnte aber sich nicht auf immer dem Wandel der Zeit entziehen. Eine rasante Nachverdichtung bestimmte nach dem Zweiten Weltkrieg die Planung. Die Schule musste sich neuen wirtschaftlichen Bedürfnissen anpassen, neuen pädagogischen Konzepten, neuen Ansprüchen an Ausbildung und Ausstattung. 1958 entstand an der Hildastraße der erste Schulneubau, 1960 folgte an der Landsknechtstraße der Bau eines Internats und eines Schwesternwohnheims, 1961 wurde die Kapelle eingeweiht.

Schon bereits wenige Jahre später musste wieder gebaut werden, da sich herausstellte, dass die bisherigen Gebäude nicht den Anforderungen der Zeit entsprachen. Das Hauptgebäude



Flur mit Lernnischen



Hort

wurde erweitert, mit Fachräumen der Naturwissenschaften ausgestattet, das gesamte Gebäude aufgestockt. Eine Turnhalle wurde an der Landsknechtstraße errichtet. 1975 bezieht das Kolping-Kolleg seinen Neubau an der Hildastraße. Nicht nur die Gebäude mussten mit der Zeit gehen, auch die Schularten und Schulzweige. Die ursprünglich hauswirtschaftliche Ausrichtung wurde zu Gunsten eines beruflichen Gymnasiums mit ernährungswissenschaftlicher und erziehungswissenschaftlicher Ausrichtung aufgegeben. Zu diesen beiden 1969 und 1991 eingerichteten Schulzweigen gesellte sich 1986 die Berufsfachschule für Altenpflege. 1989 schließen die Ursulinen das Internat. 1993 muss auf das zweijährige Berufskolleg für Ernährung und Hauswirtschaft ebenfalls mangels Nachfrage verzichtet werden. Die entstandene Lücke füllt nun seit 1997 die Mädchenrealschule mit angeschlossenem Hort.

Die Veränderungen der Sankt Ursula-Schulen, die seit 1990 in der Trägerschaft der Schulstiftung ruhen, spiegeln sich nicht zuletzt auch in den Schülerzahlen: Betrug diese 1975 161 Schüle-

rinnen, ist diese Zahl zwanzig Jahre später bereits auf 452 angewachsen, im Zeitraum von zehn Jahren fast noch einmal um 100.

Die zunehmende Raumnot und die veraltete Ausstattung ließen eine Neukonzeption immer dringlicher werden. 2004 fielen in der Schulstiftung die Würfel und man entschied sich zu einem Kraftakt: In einem ersten Bauabschnitt sollte eine neue Turnhalle erstellt werden, in einem zweiten die bisherige Turnhalle durch Klassenräume ersetzt werden.

Im Sommer 2006 konnte die neue Turnhalle eingeweiht werden. Das Architekturbüro Fuchs und Maucher hatte sich in einem offenen Wettbewerb nicht zuletzt auf Grund einer überzeugenden Raumkonzeption durchgesetzt. L-förmig lehnt sich das neue Gebäude an die Talstraße und Reichsgrafenstraße an, betont nach außen einerseits die Straßenflucht und akzentuiert die Ecke des Areals, schafft andererseits nach innen eine wohlthuende Geborgenheit. Um eine alte Blutbuche herum entstand so ein campusartige Fläche. Die große Freifläche und die Stufen vor dem Foyer laden zum Sitzen ein.



Klassenzimmer



Lehrerzimmer

Sichtbeton und Glas bestimmen den Flügel des Foyers, der trotz seiner Transparenz auf überraschende Weise nie das Gefühl aufkommen lässt, der Talstraße ausgesetzt zu sein. Die Fassade des Flügels der Turnhalle wurde mit eingefärbten und unterschiedlich stark aufgerauten Betonplatten verkleidet. Die leicht changierenden Rottöne verweisen auf die in der Wiehre vorherrschenden Klinkerbauten, die leicht versetzten Platten unterschiedlicher Stärke produzieren ein sich immer wieder veränderndes Schattenspiel und nehmen dem gesamten Gebäude seine Wuchtigkeit. Großflächig ist die Innenseite verglast. Besonders reizvoll ist hier nicht nur, dass quasi wie in einem Spiegel das Grün unseres Parks sich verdoppelt, sondern dass sich auch vielfältige Sichtbezüge zu den anderen Gebäuden auf unserem Gelände ergeben.

Anstelle eines Umbaus der alten Turnhalle, der letztendlich auch nur wieder ein Provisorium geworden wäre, machte man nun 2005 in der Schulstiftung Nägel mit Köpfen: Die alte Turnhalle wird abgerissen und durch ein neues

Schulgebäude ersetzt, in dem unsere MRS-Klassen, der Hort, ein neuer DV-Raum und die gesamte Verwaltung inklusive eines Lehrerzimmers untergebracht werden sollte. Mit der Planung wurde das Erzbischöfliche Bauamt beauftragt, federführend als Bauleiter und Architekt zeichnete Herr Dr. Hendrich. In einem beide Seiten befruchtendem Zusammenspiel zwischen ästhetisch-gestalterischem Interesse des Architekten und einem pädagogisch und funktional motivierten Bedürfnis der Nutzer konnte der Entwurf konkretisiert werden.

Entstanden ist ein zweigeschossiger Bau, der durch seine scheinbar schlichte Fassadengestaltung und Farbgebung – einem an Le Corbusier angelehnten Braunton – sich dezent zurücknimmt; einerseits gegenüber der Landsknechtstraße, die hier aufgrund der vorherrschenden Geschosshöhe durchaus auch einen drei- oder viergeschossigen Bau vertragen hätte, andererseits gegenüber unserem grünen Innenhof, mit dem die Fassade auf Grund ihres erdigen Charakters zu verschmelzen scheint. Bei



Neubau und altes Schulgebäude, im Vordergrund links ebenfalls zur Schule gehörender Bau von 1890



Schülerinnen

genauerer Betrachtung wird aber hinter der scheinbaren Schlichtheit die Raffinesse erkennbar: leichte Mauervorsprünge unterbrechen die Flächen, werfen Schatten.

„Der Außenputz ist ein Kellenwurfputz, keine Maschinenarbeit. Es ist eine alte Handwerkstechnik, bei der der Putz noch von Hand mit der Kelle an die Wand geworfen wird. So wird seine Oberfläche lebendig und individuell, das sich ändernde Tageslicht lässt seine vielfältige Schönheit im Laufe des Tages zur Geltung kommen“, mit diesen Worten erklärte Herr Dr. Hendrich unseren Schülerinnen diese Entscheidung. Ich habe schon mehrfach beobachtet, wie Schülerinnen interessiert, ja fast liebevoll über den Putz streichen.

Die zunehmende Reizüberflutung wird heute zurecht als ein zentrales Problem erkannt, dem unsere Kinder ausgesetzt sind. Die Reduzierung auf die wenigen dominierenden Materialien wie sandgestrahlter Beton, Granit und Holz und eine Nachvollziehbarkeit der statischen Konstruktion – man kann hier durchaus

den Begriff der Ehrlichkeit verwenden – tragen nicht nur einem ästhetischen, sondern auch einem pädagogischen Anliegen Rechnung.

„Unser Schulgebäude soll ein ruhiges, zurückhaltendes Gefäß sein, eine neutrale zeitlose Hülle, welches ihr, die Schülerinnen mit Farbe füllen werdet, mit eurem Lachen, mit euren Ideen und mit Leben und Power“, so der Architekt. Funktional und dennoch genau mit diesem Freiraum zur individuellen „Inbesitznahme“ sind auch die Klassenzimmer gestaltet. Auch hier ein spannender Kontrast: der Blick aus dem Fenster in den Park und der Parkettboden; eine mediale Ausstattung mit Beamer, PC und Internetanschluss, die Verwendung eines speziellen Anstrichs, der großflächige Projektionen direkt auf die Wand ermöglicht.

Dem großzügigen Foyer mit seinem hohen Treppenaufgang, in den das Licht in einem Wechsel von Süd nach Nord einfällt, stehen auch die kleinen mit Holz und Dämmmaterial ausgekleideten Nischen gegenüber. Nischen der Gebor-



Schulgebäude aus den 70er Jahren



Die Turnhalle von Süden

genheit, in die man sich zu einem privaten Gespräch zurück ziehen kann, in denen man auch gut als kleine Arbeitsgruppe sich versammeln kann. Oft stehen die Türen der Klassenzimmer offen, ein Teil des Unterrichts verlagert sich in diese „Kuschecken“.

Kontinuität und Wandel

Das menschliche Bedürfnis nach Bezug zu der Natur und einem geschütztem Raum als Konstante.

Die Veränderungen der kulturell-politischen Werte, unterworfen den ökonomischen Zwängen, ausgedrückt in einer ästhetisch-architektonischen Umsetzung – die gesamte Geschichte der letzten 150 Jahre lässt sich auf unserem

Gelände wie in einem Mikrokosmos erkennen. Entstanden ist hier auf sehr begrenztem Raum ein ungemein interessanter Querschnitt durch die Geschichte der Architektur.

Welch große Chance haben wir als Schule, in unseren Schülerinnen auf diesem Weg eine neue Sensibilität, ein neues Verständnis für die Entwicklung der Moderne und zudem ein Gespür für die Schönheit der Natur wachzurufen.

„Zuerst prägt der Mensch den Raum, dann prägt der Raum den Menschen!“, hatte schon Winston Churchill erkannt.

Johannes Humpert

Schützende Haut und ein Hauch von Campus

Auszeichnung guter Bauten 2008: Die neue Mehrzweckhalle der St. Ursula-Schulen in Freiburg

Alle drei Jahre vergibt der Bund Deutscher Architekten den Hugo-Häring-Preis an Baumeister und Bauherrn. Auf der ersten Stufe des Auswahlverfahrens „Guter Bauten“ wurden in der Kreisgruppe Freiburg/Breisgau-Hochschwarzwald sieben Bauten ausgezeichnet. Eine Ausstellung im Sparkassenfinanzzentrum in Freiburg präsentiert alle 40 Kandidaten. Wir stellen in unserer Serie Preisträgerbauten vor.

Ein Hauch von Campus liegt über dem Gelände. Wo früher wild parkende Autos, Gestrüpp und vereinzelte Bäume die Szenerie beherrschten, erhebt sich heute die Mehrzweckhalle der St. Ursula-Schulen in der Freiburger Wiehre. Mit dem Hallentrakt und dem im rechten Winkel dazu stehenden Foyer schließt der Eckbau das rückwärtige Schulgelände gegenüber der Tal- und der Landsknechtstraße ab. In schönem Zusammenspiel mit weiteren Schulbauten und dem Gebäude des katholischen Bildungswerks ist eine Art Innenhof entstanden, der mit seinen sanft

bewegten Rasenflächen und alten Bäumen Parkatmosphäre verbreitet. Die vom gläsernen Treppenhaus zu dem kleinen Park hinab führende Sitztreppe vollendet die Campus-Anmutung. Mitten in der Stadt muss es hier, auf der Treppe, im Sommer lauschig sein – so nahe der knorrigen Blutbuche, deren Blätterkleid sich schon spätsommerlich lichtet.



Urkunde

Beton, Glas und Holz haben die Waldkircher Architekten Fuchs und Maucher als Materialien für das Sportgebäude gewählt. So werden die Straßenfassaden der Halle von Sichtbeton dominiert. Der Eindruck von Monotonie, den dieser Baustoff gern verbreitet, wird zum einen durch die leicht variierende rötliche Tönung der Betonplatten sowie verschiedenartige Oberflächenbeschaffenheiten – von glatt und fein bis grobkörnig – vermieden, die sich unterschiedlicher Strahlung verdanken. Zum anderen dadurch, dass die verschieden großen Platten sich zu einem unregelmäßigen Oberflächenrelief fügen.

Ein wenig erinnert diese schützende Außenhaut aus Beton, die lediglich durch schmale, auf unterschiedlicher Höhe und unregelmäßig gesetzte Glasrechtecke lukenartig durchbrochen wird, an die Platten des Panzers eines Nashorns. In dem entlang der starkbefahrenen Talstraße gelegenen Foyer aber

öffnet sich das Gebäude zu gläserner Transparenz. Und indem es sich nach innen aufschließt, gewährt es Im Durchblick von der Straße her gleichzeitig Einblick in das dahinter liegende Parkareal. Dort, im Innenwinkel des Gebäudes, mutiert der Beton farblich zu einheitlichem Grau, ohne indes auch hier monoton zu wirken. Ist er doch zum bloßen Rahmen für die rückseitige Glasfassade herabgestuft, die den Hallentrakt gegen den Innenhof abgrenzt – nicht ohne Einblick ins Halleninnere zu gewähren, in dem als Material Holz groß aufspielt.

Sichtbar verlängert sich die Parknatur so in die Halle hinein. Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz ist die Anmutung des im Juni 2006 eingeweihten Gebäudes. Der Bauherr – das Kloster der Freiburger Ursulinen, vertreten durch die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg – kann zufrieden sein.

Hans-Dieter Fronz

(aus: Badische Zeitung vom 20. September 2008)

Sonnenpellets heizen die Liebfrauenschule

Am 18. April 2008 wurde in einer kleinen Feierstunde an der Liebfrauenschule in Sigmaringen die erste Holzpellettheizung der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg in Betrieb genommen. Damit beschreitet die Schulstiftung Neuland – zum einen mit dem Energieträger Holzpellets und zum anderen mit dem Abschluss eines Wärme-Contracting-Vertrages.



Stellvertretender Stiftungsdirektor Ralph Schwörer, Emil Steidle, OStD Gerald Eisen

An den 14 Schulstandorten der Schulstiftung muss jährlich die Summe von insgesamt rund einer Million Euro aufgebracht werden, damit die ca. 30.000 FüÙe der Schülerinnen, Schüler, Lehrerinnen, Lehrer und anderen Mitarbeiter nicht frieren. Diese immensen Haushaltsausgaben werden zwar durch viele kleine und große Einsparmaßnahmen entlastet, jedoch führen die in den letzten Jahren deutlich steigenden Energiepreise zu einem dauernden Anstieg dieser Kosten. Da mit der Umwandlung von Energie meist auch eine Umweltbelas-

tung verbunden ist, sieht sich die Schulstiftung hier besonders in der Pflicht.

Bei dem neuen Heizungsprojekt in Sigmaringen spielt die Bewahrung der Schöpfung eine große Rolle, so wie die Schulstiftung seit einigen Jahren mit der Auswahl ihrer Lieferanten für die elektrische Energie ein deutliches Zeichen setzt: Die meisten Stiftungsschulen beziehen den Strom von den Elektrizitätswerken Schönau. Dieser Strom, der zu 93,3 % aus erneuerbaren Energien und zu 6,7 % aus Kraft-Wärme-Kopplung gewonnen wird, verdient wirklich den Namen Öko-Strom, der für die Schulstiftung als Großkunde erfreulicherweise nicht einmal teurer ist als „herkömmlicher“ Strom.

Nachdem festgestellt wurde, dass eine der alten Heizungsanlagen an der Liebfrauenschule erneuert werden muss, wurden verschiedene Alternativen untersucht. Letzten Endes blieben nur zwei Varianten übrig: Entweder man ersetzt den alten Gaskessel durch eine neue Heizungsanlage, die mit Erdgas betrieben wird, oder man lässt eine Holzpellettheizung im Contracting-Modell betreiben. Die Anschaffung einer eigenen Holzpelletanlage, die gegenüber einer Gasheizung deutlich teurer ist, hätte den finanziellen Rahmen gesprengt. Der Vorstand der Schulstiftung entschloss sich schließlich für den innovativen Weg mit Holzpellets. Zum einen stellt eine Verteilung der Wärmeversorgung auf mehrere unter-

schiedliche Energieträger eine Zukunftssicherung dar und zum anderen handelt es sich beim Holz um einen nachwachsenden Rohstoff. Prognosen für die nächsten 20 Jahre lassen außerdem den Schluss zu, dass diese Lösung auf lange Sicht die finanziell günstigere ist. Der Vergleich der Preisentwicklung der einzelnen Energieträger in den letzten Jahren macht die folgende Problematik deutlich: Die Preisbindung von Erdgas an den Ölpreis schlägt vor allem bei steigendem Ölpreis zu Buche. Fallende Ölpreise wirkten sich in der Vergangenheit verspätet und deutlich weniger stark auf den Gaspreis aus. Zur Zeit kostet eine Kilowattstunde Heizwärme aus Erdgas etwa das Doppelte wie bei der Verwendung von Holzpellets. Die knapper werdenden Öl- und Gasressourcen werden die Preisdifferenz wohl eher zu Ungunsten von Öl und Gas verschieben.

Beim Contracting handelt es sich um ein Geschäft (englisch contract), bei dem die Investitionskosten einer neuen Heizungsanlage vom Gebäudeeigentümer oder -nutzer an einen Contractor ausgelagert werden. Dafür wird dem Contractor in einem Wärmelieferungsvertrag mit langer Laufzeit das exklusive Recht eingeräumt, die Gebäude mit Heizwärme zu versorgen. Während dieser Laufzeit fallen für den Gebäudeeigentümer keine zum Teil schlecht kalkulierbaren Investitionskosten an, da allein der Contractor für den Anlagenbetrieb zuständig ist. Auf Grund dieser Zukunftssicherheit hat der Wärmecontracting-Markt in Deutschland momentan ein Umsatzvolumen von ca. einer Milliarde Euro pro Jahr erreicht.

In den renovierten Heizräumen der Liebfrauenschule betreibt der Contractor,



Energiepreise im Vergleich (Stand Oktober 2008)

wikipedia

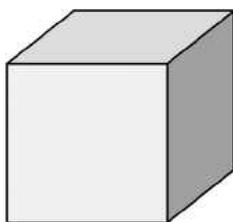
die Firma Emil Steidle GmbH & Co. KG aus Sigmaringen eine firmeneigene Heizungsanlage mit einer Leistung von 540 kW. Die Schulstiftung hat sich verpflichtet, die Heizwärme zur Versorgung der entsprechenden Gebäude zwanzig Jahre lang aus dieser Anlage zu beziehen. Dafür bezahlt sie einen monatlichen Grundpreis und einen Arbeitspreis für jede Kilowattstunde gelieferter Wärme. Die Firma Steidle hat eine hochmoderne Pelletheizung an der Liebfrauenschule installiert und sorgt für einen reibungslosen Betrieb der Anlage. Die ununterbrochene Wärmelieferung ist für die ganze Vertragslaufzeit garantiert. Mit modernster Anlagentechnik, genauer Sensorik und einer ausgeklügelten computergestützten Steuerung ist diese Anlage ein Vorzeigeprojekt weit über die Sigmaringer Stadtgrenze hinaus. Per Fernwartung über eine ISDN-Leitung können Mitarbeiter der Firma Steidle jeden Messsensor der Anlage überwachen und im Fehlerfall eingreifen. Dauernde Fernkontrolle der gelagerten Pelletsmenge macht es möglich, die Lieferungen der Pellets an unterschiedliche Standorte zu optimieren. Die Schulstiftung braucht sich also um Wartung und Brennstofflieferungen nicht zu kümmern. Bezahlt wird lediglich die tatsächlich benötigte Wärme.

Ein sehr wichtiges Auswahlkriterium für diesen Contractor war die Tatsache, dass die Firma Steidle seit Juli 2008 in Krau-

chenwies bei Sigmaringen eine eigene Pelletsproduktion betreibt. Dadurch ist sichergestellt, dass die positive Ökobilanz dieses Brennstoffs nicht durch weite Anlieferungswege geschmälert wird.

In seiner Ansprache bei der Einweihungsfeier an der Liebfrauenschule sagte Geschäftsführer Hans Steidle, dass Holz jahrtausendlang der Energieträger Nummer Eins des Menschen war. Der steigende Energiebedarf seit der Industriellen Revolution lässt sich natürlich nicht durch Holz decken. Und jeder, der schon einmal über Muskelkater nach dem Holzspalten geklagt hat, weiß, dass Holz schwieriger zu lagern, zu transportieren und als Wärmequelle einzusetzen ist als z.B. Öl. Steidle sprach daher von Pellets als „Holz in flüssiger Form“. Das Holz kann in dieser Form mit Druckluft in die Lagerräume geblasen und mit Fördererschnecken wie eine Flüssigkeit zum Brenner transportiert werden. Seine eigenen Pellets nennt er „Sonnenpellets“, weil darin die Energie der Sonne gespeichert ist. Das gilt zwar für Erdöl und Erdgas ebenso, aber dort geht es um sehr viel längere Zeiträume. Auch weil beim Holz nur das während der Wachstumsphase aus der Atmosphäre gebundene CO₂ beim Verbrennen wieder freigesetzt wird, spricht man vom CO₂-neutralen Brennstoff. Das entstehende Kohlendioxid wurde also noch in der selben Generation der Luft entzo-

gen, so dass das globale CO₂-Gleichgewicht dadurch langfristig nicht verändert wird.



Die Tatsache, dass sich Herr Steidle während der ersten Betriebswochen der Heizungsanlage die aktuellen Messdaten der Anlage per SMS auf sein Handy schicken ließ, zeigt wie wichtig ihm dieses Projekt ist. Selbst zu Hause im Wohnzimmer konnte er sich also stets über den Betrieb seiner Heizung informieren.

Auch Herr Bernt Aßfalg, Betriebsleiter der Stadtwerke Sigmaringen, wünschte dem Projekt alles Gute. Zum Thema nachwachsender Rohstoff brachte er einen sehr anschaulichen Vergleich in Form eines Holzwürfels mit. Ein Würfel dieser Größe entspricht genau der Menge an Holz, die durchschnittlich auf einer Fläche der Größe eines Fußballfeldes in einer Minute im Sigmaringer Stadtwald nachwächst. Dies scheint auf den ersten Blick nicht viel. Rechnet man diese Menge aber auf ein ganzes Jahr um, so kommt man auf mehr als vier Festmeter massives Holz (oder fast 7 Ster aufgesetztes Schichtholz). Alles, was an Holz nachwächst, lässt sich von Menschen auch ernten, ohne die Prinzipien der Nachhaltigkeit zu verletzen. Herr Aßfalg wollte mit diesem Vergleich verdeutlichen, dass es natürlich nicht möglich ist, alle Haushalte und Indus-

triebetriebe mit Holz zu heizen. Für einzelne Projekte ist der deutsche Wald aber sehr wohl ein sicherer Energielieferant.

Die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg sieht dieses Projekt als Fortsetzung des Engagements im Bereich der Ökologie und Nachhaltigkeit. Neben den beiden schon bestehenden Holzhackschnitzel-Heizungen der Schulstiftung in Sasbach und Ettenheim ist die Holzpelletanlage an der Liebfrauenschule ein weiterer Schritt gegen die Abhängigkeit von einflussreichen Energie-Großkonzernen.

Die CO₂-Bilanz der Schulstiftung bei diesem Projekt wurde auch durch die Einweihungsfeier nicht verschlechtert, weil der Vertreter der Schulstiftung mit dem Zug nach Sigmaringen angereist ist und sich nach der Feier mit dem Rennrad auf die Heimfahrt ins 140 km entfernte Freiburg begeben hat...

Quellen:

Deutscher Energie-Pellet-Verband e.V. (DEPV), www.depv.de Wikipedia, Stichwort Contracting

Ralph Schwörer

Musikprofil an der St. Landolin-Realschule

Im September 2006 wurde an der Realschule der Heimschule St. Landolin erstmals eine Bläserklasse gebildet. 30 Schülerinnen und Schüler entschlossen sich damals, ein Blasinstrument im Klassenverband zu erlernen. Zusammen bildeten sie ein symphonisches Blasorchester. 30 Instrumente mussten also angeschafft werden, damit die Schule sie den Schüler(inne)n leihweise für zwei Jahre zur Verfügung stellen konnten. Die durchweg positive Erfahrung mit diesem Projekt auch über die Grenzen des Musikunterrichtes hinaus, die Begeisterung der Kinder für das Musizieren und das große Engagement der Eltern ermutigte die Realschulleitung 2007 eine zweite Bläserklasse zu gründen, für die wiederum 30 Instrumente angeschafft werden mussten. Dank der großzügigen Unterstützung durch den Schulträger, die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, aber auch durch den Europapark, die Volksbank, den Förderverein, den Elternbeirat und der Schulstiftung Baden-Württemberg konnte die Vision Realität werden. Nach zwei Jahren Bläserklassenarbeit war es weder für Schüler/innen, Eltern noch Schulleitung vorstellbar, dass die musikalische Arbeit enden sollte. Christoph Breithack, Fachleiter Musik und Initiator des Projektes, überlegte sich zusammen mit Realschulrektorin Ulrike Hugel ein weiteres Projekt, das in Klasse R 7 und R 8 den Jugendlichen die Vertiefung ihrer musikalischen Kompetenz erlauben sollte.



Impressionen von der Bläserklasse

Orchestermusizieren ist der Titel des Projektes. Schüler/innen der Bläserklasse und Jugendliche der Parallelklassen, die bereits ein entsprechendes Instrument erlernt haben, konnten erstmals 2007 statt des herkömmlichen Musikunterrichts das *Orchestermusizieren* wählen. Es entstand ein Ensemble von 45 Begeisterten. Da die Instrumente jedoch jeweils für die neuen Bläserklassen gebraucht wurden, mussten sie von den Eltern angeschafft werden. Dies war jedoch finanziell nicht für alle möglich. Daher entschloss sich die Schule, ein



Auftritt beim Diözesantag

Kontingent an Blasinstrumenten wieder leihweise zur Verfügung zu stellen. An dieser Stelle sei die BB-Bank erwähnt, die der Schule die Anschaffung zweier Klarinetten und einer Querflöte für dieses Projekt ermöglichte. Beim Frühjahrskonzert am 23. April 2008, wo die Musiker/innen der R 7 mit ihrem Können das Publikum faszinierten, konnte die Schulleiterin sich bei Frau Münzer direkt mit einem Blumenstrauß für die finanzielle Unterstützung der BB-Bank bedanken. Auch im kommenden Schuljahr wird ein weiteres Projekt Orchester-

musizieren begonnen, das bis 2010 laufen wird. Das Musikprofil an der Realschule wird von Schüler(inne)n, Eltern, Kollegium, Schulleitung, Schulträger und Sponsoren getragen. Das Lehrerkollegium formulierte bereits 2006 den Leitsatz „Der Unterricht und das Miteinander an der St. Landolin Realschule sind getragen von einer christlichen Werteerziehung. Die Schule fördert im Besonderen die musikalische Bildung ihrer Schülerinnen und Schüler.“

Damit kommt zum Ausdruck, dass neben der wertvollen Arbeit in allen Fächern der Realschule die Musik und die christliche Erziehung prägend sind und sich die an der St. Landolin Realschule unterrichtenden Lehrkräfte gemeinsam dieser Herausforderung stellen und sich gegenseitig in ihrer Arbeit unterstützen.

Ulrike Hugel

Das Bläserklassenkonzept an der Heimschule St. Landolin (Realschule)

Im Musikunterricht an der Realschule der Heimschule St. Landolin werden seit drei Jahren neue Wege beschritten. Hierbei werden wissenschaftliche Erkenntnisse über die positiven Auswirkungen gemeinsamen Musizierens und des Erlernens eines Musikinstrumentes konsequent in einem langfristig angelegten Unterrichtskonzept umgesetzt. In den Klassenstufen 5 und 6 lernen die Schülerinnen und Schüler jeweils einer Klasse im Musikunterricht das Spiel auf Orchester-Blasinstrumenten. Die Klassen bilden Klassenorchester, in denen die Kerninstrumente des Sinfonischen Blasorchesters vertreten sind. So kommt es, dass auf dem Schulgelände der Heimschule St. Landolin mehrmals in der Woche die Klänge von Flöte, Klarinette, Saxophon, Trompete, Posaune, Horn und Euphonium mehr oder weniger lautstark zu vernehmen sind. Und dies nicht etwa am Nachmittag, wo sich an Schulen üblicherweise Musik AGs zum Proben treffen. Das gemeinsame Spiel im Orchester findet im regulären Musikunterricht am Vormittag statt.



In dieser Zeit kommen auch bis zu fünf professionelle Instrumentallehrer an die Schule. Diese Spezialisten stellen eine hochwertige und individuell auf das jeweilige Instrument abgestimmte Ausbildung der Schülerinnen und Schüler sicher.

Das Unterrichtskonzept der „Bläserklasse“ ist nicht neu: In den USA wird der Musikunterricht seit 30 Jahren in dieser



Form erteilt. Das Ergebnis dieser inzwischen sehr ausgereiften Unterrichtskonzeption ist, dass Schulorchester an guten amerikanischen High Schools auf absolut höchstem Niveau musizieren und als Unterrichtsergebnisse musikalische Spitzenleistungen vorweisen, wie sie im Musikunterricht an deutschen Schulen noch völlig unvorstellbar sind.

Die „Bläserklasse“ ist die konsequente Umsetzung des Prinzips „Musik lernen durch Musik machen“. Das musikalische Lernen der Schülerinnen und Schüler ist mit dem im herkömmlichen Musikunterricht nicht zu vergleichen. Die Schüler ler-



nen im Musikunterricht ein richtiges Instrument, lernen von Anfang an das gemeinsame Spielen im Orchester und haben einen sehr konkreten Bezug zu allen musikalischen Inhalten, die über das eigentliche Spielen der Instrumente hinausgehen. So wird das Werk eines Komponisten wie Tchaikowski sehr viel interessanter, wenn man eine Komposition des Meisters mit dem eigenen Klassenorchester spielen und im Konzert auführen kann. Und die Frage nach der Notwendigkeit des Lernens musiktheoretischer Inhalte stellt sich überhaupt nicht. Es ist einfach klar, dass man über das, was man gerne tut auch Bescheid wissen muss.

Eine Besonderheit am Bläserklassenkonzept der Heimschule ist, dass die Bläserklasse nach Klasse 6 nicht zu Ende ist. Aktuell spielen in den Bläserklassen der siebten und achten Klassenstufe jeweils über vierzig Schülerinnen und Schüler im Musikunterricht. Sie stammen aus der ehemaligen Bläserklasse 6 und aus deren Parallelklassen. Das heißt, dass ab Klasse 7 auch Jugendliche den Bläserklassenunterricht besuchen können, die ihr Instrument außerhalb der Schule gelernt haben.

Gemeinsam lernen die Schüler das Spiel von Werken des Sinfonischen Blasorchesters und Bigband Literatur. Die Inhalte

des Faches Musik werden dabei stets am konkreten musikalischen Beispiel behandelt und wie üblich geprüft. Da aber der Lernzuwachs am Instrument ebenfalls ein wichtiger Bestandteil des Unterrichts ist, werden auch praktische Kompetenzen am Instrument geprüft und bewertet.

Geplant ist, dass sich die Schülerinnen und Schüler am Ende von Klasse 8 entscheiden können, ob sie auch noch die letzten beiden Jahre der Realschulzeit in einer Bläserklassengruppe Musikunterricht haben wollen oder ob sie in den Kunst- oder den regulären Musikunterricht wechseln wollen. So erhält jeder Jahrgang sein eigenes sinfonisches Blasorchester, das im regulären Musikunterricht zusammen spielt und lernt.

Die sehr positiven Erfahrungen mit den bisherigen Bläserklassen bestärken die Schulleitung und Musiklehrer darin, das Konzept des Orchesterunterrichts durchgängig in allen Klassenstufen der Realschule als neue Unterrichtsform zu etablieren. Profiteure sind die vielen Schülerinnen und Schüler, die in den Bläserklassen nicht nur zu guten und motivierten Musikern werden, sondern ein wichtiges und gewinnbringendes Stück Persönlichkeitsbildung erfahren. Denn die positiven Auswirkung gemeinsamen Musizierens auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ist unumstritten und letztendlich der Grund für das große Engagement der Schule im Bereich Musik.

Christoph Breithack

PIUS XII.

Vor 50 Jahren, am 9. 10. 1958, starb Eugenio Pacelli, Papst Pius XII. Fast 20 Jahre lang, in denen die Welt durchgreifende historische und weltanschauliche Veränderungen erlebte, war er der Bischof von Rom. Sein Amt trat er in den Jahren an, in denen Demokratien in Europa gegenüber totalitären Regimen die Ausnahme darstellten, und er übte es aus bis zur Phase der weltweiten Konfrontation des Kalten Krieges.

Sein Lebenswerk und die Vorbereitungen seiner Seligsprechung, die seit vielen Jahren andauern, nimmt der unten stehende Predigttext von Benedikt XVI. in den Blick.

Gedenkmesse anlässlich des 50. Todestages des Dieners Gottes Papst Pius XII. im Petersdom am Donnerstag, dem 9. Oktober 2008

Predigt von Benedikt XVI.

*Meine Herren Kardinäle,
verehrte Brüder im Bischofs- und Priesteramt,
liebe Brüder und Schwestern!*

Der Abschnitt aus dem Buch Jesus Sirach und der einführende Teil des ersten Petrusbriefs, die als erste und zweite Lesung verkündet wurden, geben uns wichtige Anregungen zum Nachdenken in dieser Eucharistiefeyer, in der wir meines verehrten Vorgängers, des Dieners Gottes Pius XII., gedenken. Genau fünfzig Jahre sind seit seinem Tod vergangen, der am frühen Morgen des 9. Oktober 1958 eintrat. Wie wir hörten, hat das Buch Jesus Sirach diejenigen, die dem Herrn folgen wollen, daran erinnert, dass sie bereit sein müssen, Prüfungen, Schwierigkeiten und Leiden auf sich zu nehmen. Damit sie diesen nicht unterliegen – so ermahnt er –, brauchen sie ein aufrichtiges und beständiges Herz, Treue zu Gott und Geduld, verbunden mit einer unbeugsamen Entschlossenheit, auf dem Weg des Guten weiterzugehen. Das Leiden veredelt das Herz des Jüngers des Herrn, so wie das Gold im Schmelzofen gereinigt wird. „Nimm alles an, was über dich kommen mag“, so schreibt der biblische Autor, „halt aus in vielfacher Bedrängnis! Denn im Feuer wird das Gold geprüft, und jeder, der Gott gefällt, im Schmelzofen der Bedrängnis“ (Jes Sir 2,4–5). Der hl. Petrus seinerseits wendet sich in der uns vorgelegten Perikope an die Christen der Gemeinden in Kleinasien, die „unter mancherlei Prüfungen zu leiden hatten“ und geht noch darüber hinaus: Er fordert sie auf, trotzdem „voller Freude“ (1 Petr 1,6) zu sein. Er merkt dazu an, dass Prüfungen notwendig sind, denn „so wird sich zeigen, dass [euer Glaube] wertvoller ist als Gold, das im Feuer geprüft wurde

und doch vergänglich ist. So wird [eurem Glauben] Lob, Herrlichkeit und Ehre zuteil bei der Offenbarung Jesu Christi“ (1 Petr 1,7). Er fordert sie dann zum zweiten Mal auf, froh zu sein, ja in „unsagbarer, von himmlischer Herrlichkeit verkürter Freude“ (V. 8) zu jubeln. Der tiefe Grund für diese geistliche Freude ist die Liebe zu Jesus und die Gewissheit seiner unsichtbaren Gegenwart. Es ist Jesus selbst, der den Glauben und die Hoffnung der Gläubigen auch in den schwersten und härtesten Zeiten des Lebens unerschütterlich macht. Im Licht dieser biblischen Texte können wir das irdische Dasein von Papst Pacelli und seinen langen Dienst für die Kirche verstehen, der 1901 unter Leo XIII. begann und dann unter dem heiligen Pius X., Benedikt XV. und Pius XI. weiterging. Diese Bibelstellen helfen uns vor allem zu verstehen, aus welcher Quelle er Mut und Geduld schöpfte für sein Amt als Papst, das er in den leidvollen Jahren des Zweiten Weltkriegs ausübte, in der anschließenden nicht weniger komplexen Zeit des Wiederaufbaus und der schwierigen internationalen Beziehungen, die unter dem bezeichnenden Namen „Kalter Krieg“ in die Geschichte eingegangen sind. „Miserere mei Deus, secundum magnam misericordiam tuam“: Mit dieser Anrufung aus Psalm 51 begann Pius XII. sein Testament. Und er fuhr fort: „Diese Worte, die ich im Bewusstsein meiner Unwürdigkeit und in der Überzeugung, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, in dem Augenblick aussprach, als ich zitternd meine Wahl zum Papst annahm, wiederhole ich jetzt mit noch größerer Berechtigung.“ Das war zwei Jahre vor seinem Tod. Sich den barmherzigen Händen Gottes überlassen: diese Haltung pflegte mein verehrter Vorgänger beständig einzunehmen. Er war der letzte in Rom geborene Papst und stammte aus einer Familie, die dem Heiligen Stuhl seit vielen Jahren eng verbunden war. In Deutschland, wo er zuerst in München und dann bis 1929 in Berlin das Amt eines Apostolischen Nuntius innehatte, erinnerte man sich dankbar an ihn, vor allem deshalb, weil er mit Benedikt XV. zusammengearbeitet hatte beim Versuch, das „unnötige Blutbad“ des Weltkriegs zu verhindern. Außerdem hatte er von Beginn an die Gefahr gesehen, welche die schreckliche nationalsozialistische Ideologie mit ihren verderblichen antisemitischen und antikatholischen Wurzeln darstellte. Nachdem er im Dezember 1929 in den Kardinalsrang erhoben und kurz darauf das Amt des Kardinalstaatssekretärs übernommen hatte, war er neun Jahre lang ein treuer Mitarbeiter von Pius XI., in einer Zeit, die von Totalitarismen gekennzeichnet war: dem faschistischen, dem nationalsozialistischen und dem sowjetisch-kommunistischen Totalitarismus, die in den Enzykliken *Non abbiamo bisogno*, *Mit Brennender Sorge* und *Divini Redemptoris* verurteilt wurden. „Wer mein Wort hört und glaubt... hat das ewige Leben“ (Joh 5,24). Diese Zusicherung Jesu, die wir im Evangelium gehört haben, lässt uns an die schwersten Augenblicke im Pontifikat von Pius XII. denken. Im

Bewusstsein des Schwindens jeder menschlichen Sicherheit spürte er das Bedürfnis, auch in einer kontinuierlichen asketischen Bemühung Christus treu zu bleiben, der einzigen unvergänglichen Sicherheit. Das Wort Gottes wurde so zum Licht auf seinem Weg, einem Weg, auf dem Papst Pacelli Verfolgte und Vertriebene tröstete, die Tränen des Schmerzes trocknen und zahllose Kriegsoffer beweinen musste. Nur Christus ist die wahre Hoffnung des Menschen; das menschliche Herz kann sich der Liebe, die den Hass besiegt, nur öffnen, wenn es Ihm vertraut. Dieses Bewusstsein begleitete Pius XII. in seinem Amt als Nachfolger Petri, dessen Amtszeit begann, als über Europa und dem Rest der Welt die drohenden Wolken eines neuen Weltkriegs zusammenzogen, den er auf jede Art und Weise zu verhindern suchte: „Die Gefahr droht, aber es ist noch Zeit. Nichts ist verloren durch den Frieden, alles kann verloren werden durch den Krieg“, hatte er in seiner Radiobotschaft vom 24. August 1939 ausgerufen (AAS, XXXI, 1939, S. 334). Im Krieg zeigte sich deutlich die Liebe, die er für sein „geliebtes Rom“ empfand, eine Liebe, die durch die immensen Werke der Nächstenliebe bezeugt wird, die er zur Verteidigung der Verfolgten ohne Unterschied der Religion, der ethnischen Zugehörigkeit, der Nationalität und der politischen Anhängerschaft in die Wege leitete. Als die Stadt besetzt war, wurde ihm wiederholt geraten, den Vatikan zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen. Seine Antwort war immer gleich und entschieden: „Ich werde Rom und meinen Platz nicht verlassen, auch wenn ich sterben sollte“ (vgl. Summarium, S. 186). Die Mitglieder der päpstlichen Familie und andere Zeugen berichteten ferner von dem Verzicht hinsichtlich Nahrung, Heizung, Kleidung, Bequemlichkeit, den er freiwillig auf sich nahm, um die Lebensbedingungen der durch Bombardierungen und die Folgen des Krieges hart geprüften Bevölkerung zu teilen (vgl. A. Tornielli, Pius XII., Ein Mann auf dem Stuhl Petri). Und wie könnte man die Radiobotschaft im Dezember des Jahres 1942 vergessen? Mit vor Ergriffenheit brechender Stimme beklagte er die Situation „Hunderttausender von Menschen, die ohne eigene Schuld, manchmal nur wegen ihrer Nationalität oder Abstammung zu einem schnellen oder langsamen Tod verurteilt sind“ (AAS, XXXV, 1943, S. 23), mit einem klaren Bezug auf die Deportation und Vernichtung der Juden. Er handelte oft im Verborgenen und in der Stille, gerade weil er im Licht der konkreten Situationen jenes komplexen historischen Augenblicks spürte, dass man nur auf diese Weise das Schlimmste verhindern und die größtmögliche Zahl von Juden retten konnte. Für diesen seinen Einsatz wurden ihm nach Kriegsende – und auch bei seinem Tod – zahlreiche und einhellige Dankesbezeugungen von den höchsten Autoritäten der jüdischen Welt zuteil, wie zum Beispiel von der Außenministerin Israels, Golda Meir, die folgendes schrieb: „Als während der zehn Jahre des nationalsozialistischen Terrors das furchtbarste

Martyrium unser Volk traf, hat sich die Stimme des Papstes zugunsten der Opfer erhoben.“ Der Brief endet mit den bewegten Worten: „Wir beweinen den Verlust eines großen Dieners des Friedens.“ Leider hat die nicht immer sachliche historische Debatte über die Person des Dieners Gottes Pius XII. nicht alle Aspekte seines vielseitigen Pontifikats ins Licht gerückt. Es gab sehr viele Reden, Ansprachen und Botschaften, die er vor Wissenschaftlern, Medizinern und Vertretern unterschiedlicher Berufsgruppen hielt, von denen einige auch heute eine außergewöhnliche Aktualität besitzen und immer noch einen sicheren Bezugspunkt darstellen. Paul VI., der viele Jahre sein treuer Mitarbeiter war, beschrieb ihn als einen belesenen und aufmerksamen Gelehrten, offen für die modernen Wege der Wissenschaft und der Kultur, der in unabänderlicher und konsequenter Treue sowohl zu den Prinzipien der menschlichen Vernunft stand als auch zum unantastbaren Schatz der Glaubenswahrheiten. Er verstand ihn als einen Vorläufer des Zweiten Vatikanischen Konzils. (vgl. Angelus vom 10. März 1974). In dieser Hinsicht verdienen viele seiner Dokumente, in Erinnerung gebracht zu werden [...]

Liebe Brüder und Schwester, während wir beten, dass der Seligsprechungsprozess des Dieners Gottes Pius XII. glücklich vorangehen möge, wollen wir freudig daran erinnern, dass die Heiligkeit sein Ideal war, ein Ideal, das er unermüdlich allen vorschlug. Deshalb förderte er die Selig- und Heiligsprechungen von Menschen, die verschiedenen Völkern angehörten, von Vertretern aller Lebensstände, Funktionen und Berufe, wobei er den Frauen viel Bedeutung beimaß. Er stellte der Menschheit Maria, die Frau der Erlösung, als sicheres Zeichen der Hoffnung vor und verkündete im Heiligen Jahr 1950 das Dogma der Aufnahme Mariens in den Himmel. In dieser unserer Welt, die wie damals von Sorgen und Ängsten hinsichtlich ihrer Zukunft belastet ist, in dieser Welt, in der sich heute – vielleicht noch stärker als damals – viele Menschen von der Wahrheit und der Tugend weit entfernen und sich hoffnungslose Szenarien vor uns auftun, lädt uns Pius XII. ein, unseren Blick auf Maria zu richten, die in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen worden ist. Er lädt uns ein, sie voller Hoffnung anzurufen, damit sie uns immer mehr den Wert des Lebens auf der Erde schätzen lassen möge und uns helfe, den Blick auf die wahre Bestimmung, zu der wir alle ausersehen sind, zu richten: jenes ewige Leben, das, wie Jesus bekräftigt, all jene, die sein Wort hören und befolgen, bereits besitzen. Amen!

© Copyright 2008 - Libreria Editrice Vaticana

Neues auf dem Markt der Bücher

Klaus Kühlwein:

Warum der Papst schwieg. Pius XII. und der Holocaust

Patmos-Verlag, Düsseldorf 2008, ISBN: 978-3-49172527-0, 246 Seiten, 19,90 Euro

Dr. Klaus Kühlwein, Dozent am Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg, widmete sich dem Thema Pius XII. und veröffentlichte in diesem Jahr eine Monographie, in der er vor allem der Biographie des Eugenio Pacelli Raum geben will. Der folgende Text soll einen Einblick in die Darstellung ermöglichen.

Das Buch beginnt mit einem Paukenschlag und der für Pius XII. wohl schwärzesten Stunde als Pontifex Maximus. Am 16. Oktober 1943 erreicht am Sabbat das Unheil die Juden von Rom und der Papst ist als Bischof dieser Stadt direkt betroffen. Hier begegnet einem zum ersten Mal der Zusammenfall der Daten in der Lebensgeschichte von Pius XII. 1978 mit anderen Schlüsselereignissen. An einem 16. Oktober wird ein Karol Woytyła zum Papst gewählt werden und als Johannes Paul II. und damit als erster Papst in der Geschichte die Synagoge in Rom besuchen und eine neues Kapitel in den Beziehungen zwischen Juden und Christen aufschlagen.

Pius XII., der Diplomat und Asket, der nie in der Seelsorge tätig war, ist nun direkt gefordert und auch sein Leben ist in Gefahr. Die SS- und Polizeikräfte riegeln das alte jüdische Ghetto ab, in dessen unmittelbarer Nähe Pius XII. aufgewachsen ist. Nun da seine Stadt unmittelbar betroffen ist, handelt er und ermöglicht die Öffnung von allen kirchlichen Einrichtungen Roms für die flüchtigen Juden durch höchstpersönliche Weisungen und das Anbringen und die Anschlagung von Schutzbriefen an römischen Konventen und Instituten jeder Art. Natürlich geschah dies im Verborgenen, da der Papst als Person selbst bedroht war und jederzeit mit seiner Verhaftung und Vertreibung rechnen musste. Dennoch bewährte sich der Papst als Diplomat in Krisenzeiten.

Eugenio Pacelli war als das dritte Kind im historischen Zentrum Roms am 2. März 1876 geboren. Das Verhältnis der Familie zum Vatikan war eng, so standen sein Vater und Großvater als Laienjuristen in dessen Diensten. Die große persönliche Frömmigkeit und ein intensives Gebetsleben insbesondere zur Mutter Gottes, die das gesamte Familienleben prägte, gingen einher mit der Treue zum Papst. Pacelli war zeitlebens kränklich und hatte Magenprobleme, die er versuchte mit einer Dauerdiaät zu lösen.

Der junge Pacelli besuchte das Gymnasium las und studierte gerne und machte

so im Sommer 1894 das Abitur. Es folgte der Eintritt ins römische Priesterseminar Capranica. Auch während dieser Zeit quälte ihn das Magenleiden. Der Weg zum Priester gestaltete sich mühevoll und dornig. Am Ostersonntag dem 2. April 1899 erfüllte sich jedoch der lang gehegte Wunsch und Eugenio Pacelli wurde zum Priester geweiht „Steh mir bei“, lauten die letzten Wort auf seinem Primizbildchen.

Im Frühjahr 1901 begann die lange und erfolgreiche diplomatische Karriere als Lehrling im Staatssekretariat. Während des 1. Weltkriegs wahrte der Vatikan strikte Neutralität und Pacelli hatte sich bis 1914 im päpstlichen Außenamt zum Sekretär „hochgedient“. Im August 1914 starb der später heilig gesprochene Papst Papst Pius X. Ihm folgte der „Friedenspapst“ Benedikt XV. Pacelli wurde am 20. April 1917 zum Nuntius in Deutschland ernannt. Am 17. Mai 1917 weihte ihn der Papst zum Bischof. An diesem Tag der ersten Marienerscheinung in Fatima waren drei aufeinander folgende Päpste in der Sistina versammelt. Neben Benedikt auch Msgr. Ratti (Pius XI.) und eben Pacelli, Pius XII.

Als Nuntius in München begegnete er im wirren Jahr 1919 bewaffneten Revolutionären und musste sich gegen Stoßtrupps und Anfeindungen von antikirchlicher Kräfte wehren. Er wurde direkt mit der Waffe bedroht und handelte unerschrocken und souverän. Im Jahr

darauf erfolgte die Ernennung als Apostolischer Nuntius für das Deutsche Reich. Vor dem endgültigen Umzug 1925 nach Berlin wird das Bayernkonkordat und 1929 das preußische Konkordat abgeschlossen. Der Römer Pacelli wurde in Berlin rasch heimisch und lernte es lieben. Hilfreich für ihn war auch das eingespielte Team, allen voran Schwester Pascalina und sein Privatsekretär, der Kirchenhistoriker und Jesuitenpater Robert Leiber. Beide blieben bis zum Tod des Pontifex im Oktober 1958 in dessen Diensten.

Ende 1929 erfolgte der Ruf als Kardinalstaatssekretär von Papst Pius XI. nach Rom. Sein Vorgänger und väterlicher Freund Kardinal Gasparri sollte sein Amt aufgeben. So würde die Kontinuität im Staatssekretariat gewahrt bleiben. Am Ende der Amtszeit hatte Gasparri 1929 sein Meisterstück mit dem Konkordat mit Mussolini in Italien abgeliefert, was zur Versöhnung zwischen dem Kirchenstaat und dem Staat Italien führte, das Ende der Gefangenschaft der Päpste im Vatikan seit 1871 unter Papst Pius IX. bedeutete und dem Papstamt eine neue Dimension eröffnete. Am 16. Dezember 1929 wurde Eugenio Pacelli von Pius XI. zum Kardinal erhoben.

Als Kardinalstaatssekretär liefen bei Pacelli alle Fäden zusammen. Sein Tagesablauf als Staatssekretär und auch als Papst sei „mörderisch“ gewesen. Jede

Minute des Tages war fest verplant. Das Schlimmste, was Pacelli passieren konnte, war Leerlauf. Die Neigung Pacellis, alles selbst zu bearbeiten und zu regeln, ließ die Chefsache „Deutschland“ mehr und mehr ausufern. So wird er eines Tages klagen: „Es ist wahr, Deutschland macht mir mehr Arbeit als die ganze Welt“.

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler zum Reichskanzler ernannt und die deutschen Bischöfe taten sich damit nicht leicht. Dennoch stimmte die katholische Zentrumspartei am 23. März 1933 für das Ermächtigungsgesetz und ermöglichte Hitler so diktatorische Vollmachten. Der Wahlsieg in Koalition mit der DNVP hatte das Problem des Nationalsozialismus verschärft, da es die Bischöfe und Rom nun mit einer neuen und legalen Regierung zu tun hatten. Obwohl der Nationalsozialismus von der Kirche verurteilt wurde, unterschied man zwischen der legitimen Obrigkeit und den kirchlichen Interessen. Dass dies funktionieren könnte, zeigte gerade die Konkordatspolitik in Italien. So erschien die Entwicklung zum Reichskonkordat von 1933 nur folgerichtig.

Pacelli und Pius XI. wussten, was in Deutschland nach 1933 vor sich ging. Pacelli beherrschte die deutsche Sprache perfekt und hatte die besten Verbindungen zum deutschen Klerus. Die Informationen über die Judenverfolgungen lie-

fen über verschiedene Kanäle. So sei beispielhaft auf den Brief Edith Steins an den Vatikan verwiesen.

Als Meilenstein in der Geschichte muss 1937 die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ von Pius XI. gesehen werden. Aufgeschreckt durch die Judenverfolgung und die menschenverachtende Politik der Nationalsozialisten hat sich Pius XI. durchgerungen die Stimme zu erheben. Pacelli war maßgeblich an der Ausarbeitung der Enzyklika beteiligt und die Veröffentlichung und Verbreitung im Reich war ein Meisterstück, weil bis zum Vorabend der Verkündigung in allen katholischen Sonntagsgottesdiensten die Staatsgewalt über den Vorgang nicht informiert war.

Pius XI. war schwer krank, als er am Vorabend des 2. Weltkrieges am 10. Februar 1939 in Rom starb. Pacelli ging als Favorit in das Konklave und wurde am 2. März 1939 im dritten Wahlgang an seinem 63. Geburtstag mit überwältigender Mehrheit zum Papst gewählt und strafte das Sprichwort Lügen, dass wer als Papst ins Konklave gehe, als Kardinal zurückkehre. Pius XII. besprach sich unmittelbar nach der Wahl mit den vier deutschsprachigen Kardinälen, welche die harte Linie des Hl. Stuhls, gerade im Zusammenhang mit der Enzyklika „Mit brennender Sorge“, kritisierten. So wurde auch später eine Rassenzyklika, die bereits unter Pius XI. entstanden

war, nicht veröffentlicht. In Berlin wurde die Wahl von Pacelli zum Papst kritisch gesehen, denn er galt als Feind des Regimes.

Mit Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 und den Überfall auf Polen verschärfte sich die Lage in Europa dramatisch. Der Papst ließ keinen Zweifel daran, dass er im Ausbruch eines Krieges ein schuldhaftes Versagen der Politik sah. Und die Welt erwartete eine Verurteilung Hitlers. Pius XII. war jedoch der Ansicht, dass man nicht vergessen dürfe, dass es im Reich 40 Millionen Katholiken gab, welche Repressalien ausgesetzt wären, wenn der Hl. Stuhl sich entsprechend äußern würde.

In seiner ersten Weihnachtsansprache 1939 wagte Pius XII. ein offenes Wort zum sowjetischen Überfall auf Finnland. Gegenüber Moskau glaubte Pius keine Rücksichten nehmen zu müssen, da es zu Stalin keine diplomatischen Bande gab und Repressalien nicht zu befürchten waren. Mit Blick auf Deutschland glaubte der Papst mit Hilfe von Verhandlungen und unter Berufung auf das Konkordat, Ergebnisse erzielen zu können.

Seit Sommer 1939 hatte sich der Widerstand gegen Hitler in gewissen militärischen und zivilen Kreisen stark formiert. Über Prälat Kaas, den ehemaligen Vorsitzenden der katholischen Zentrumsparterie, wurde der Papst über die Existenz

und das Anliegen der militärisch-politischen Verschwörergruppe in Deutschland informiert und wirkte als Vermittler zu den westlichen Alliierten. Sogar den Tyrannenmord hätte er damals unterstützt und er stellte sich damit gegen völkerrechtliche Vereinbarungen. Doch die Zeit arbeitete gegen seine Ziele und die deutschen Verschwörer nahmen von ihren Plänen Abstand.

Pius XII. formulierte immer wieder sein Dilemma. Worte des Feuers würde er gern schleudern, müsste er schleudern angesichts der Zustände in Polen. Doch aus Furcht vor Vergeltungsgewalt sei er zum Schweigen gezwungen. Es war Krieg, und bedrohtes Leben zählte nicht. Er unterstützte ausdrücklich den „Löwen von Münster“, Bischof Galen und dessen Cousin von Preysing, Bischof von Berlin. Die Predigten Galens erreichten auch Pius XII. Sein Handeln sei Beweis dafür, „wie viel sich durch offenes und mannhaftes Auftreten innerhalb des Reiches immer noch erreichen lässt.“ Er bräuchte wohl nichts eigens zu versichern, dass jedes mutige Vorgehen von Bischöfen stets seinen vollen Rückhalt genieße.

Als Galen sein couragiertes Kanzelwort über den Mord an Behinderten sprach, wurde im Osten mit dem Genozid an den Juden begonnen. Hitlers Überfall auf die Sowjetunion läutete den letzten Akt der „Endlösung“ ein. Im Herbst

1942 konnte Pius sicher sein, dass schon über eine Million Juden systematisch liquidiert worden sein musste. Tatsächlich war die Anzahl weit höher. Vielleicht war es um diese Zeit, als Pius XII. zum ersten Mal einen Exorzismus über Hitler sprach.

Wie kämpft man gegen Hölle und Teufel? Man sollte meinen, ein Papst wüsste am besten was zu tun sei. Doch Pius war sich nicht sicher. Er war überzeugt, dass er nicht nur die volle Unparteilichkeit bei Auseinandersetzungen der Mächte dieser Erde wahren müsse, sondern er war auch bemüht, die Folgen seines Handelns so weit wie möglich zu durchdenken.

Pius lobte kämpferisches Auftreten bei anderen vorbehaltlos, tat sich selbst jedoch schwer damit, da er um Konsequenzen der ihm anvertrauten Herde fürchtete. Dies wurde durch ein schreckliches Beispiel in den Niederlanden bestätigt. Im Mai 1940 wurde das Land im Rahmen von Hitlers Westoffensive überrannt und besetzt. Im Oktober wurden die Nürnberger Rassengesetze auch für die Niederlande verbindlich, wogegen die katholische und protestantische

Kirche des Landes protestierten. Als im Sommer 1942 die Deportationen beginnen sollten, regte sich erneut Widerstand gegen die Maßnahme und es wurde gedroht ein Hirtenwort zu veröffentlichen. Dieses wurde zunächst verhindert, weil die NS-Machthaber versprachen, die vor dem 1. Januar 1941 getauften Juden zu verschonen. Am 15. Juli rollten die ersten Züge in die Lager und danach entschlossen sich die katholischen Bischöfe dennoch zu protestieren. Seyß-Inquart, der Reichskommissar der Niederlande, begann daraufhin auch die katholisch getauften Juden, darunter die Karmeliterin Edith Stein, ebenfalls in die Vernichtungslager zu deportieren. Dieser Vorgang steht exemplarisch für die von Pius befürchteten Konsequenzen.

Schwester Pascalina berichtet, dass Pius ihr gegenüber einmal auf den gekreuzigten Christus verwies, als er seine eigene schwierige Situation beschreiben wollte: „Er ist angenagelt und kann sich nicht befreien, kann nur dulden und leiden ... auch der Papst ist angenagelt auf seinem Posten und muss stille halten.“

Martin Steimer

Margit Stein:

Wie können wir Kindern Werte vermitteln? – Werteerziehung in Familie und Schule

München 2008, ISBN 978-3-497-02040-9 kt., 207 Seiten, 17 Abbildungen, 11 Tabellen EUR 29.90

Im Mittelpunkt dieser detaillierten und gründlichen Studie stehen Modelle, Konzepte, Theorien und Untersuchungsergebnisse zur Werteerziehung in Familie, Schule und darüber hinaus. Die Leserinnen und Leser finden aber keine Einzelfallbeispiele, die deutlich machen, wie man Kindern im konkreten Fall – in der Schule oder daheim – Werte vermitteln kann. Die Autorin geht in ihren Analysen, Synopsen und tabellarischen Zusammenfassungen von der „Positiven Psychologie“ und der „Positiven (Sozial)-Pädagogik“ aus und will deutlich machen, dass ein „Positives Menschenbild“ (eine Positive Pädagogische Anthropologie) für die Entwicklung und Herausbildung von Werten bei Kindern und Jugendlichen entscheidend ist. Ganz im Sinne der geisteswissenschaftlichen Pädagogik (Ed. Spranger, W. Flitner, H. Nohl, Th. Litt u.a.) geht sie von folgender Zielbestimmung der Schule aus: „Ziel von Schule sollte es sein, zu einer ganzheitlichen und allseitigen see-

lischen und geistig-moralischen positiven Charakterbildung der Schülerinnen und Schüler beizutragen.“ Besonders mutig und zu begrüßen ist es, dass wichtige Grundbegriffe (unter Berufung auf Experten) definiert werden. Folgende Begriffe werden hervorgehoben und definiert: Bildung, Erziehung, Werte, Bindung, Erziehungsstil, Disziplinierungsverhalten usw. Darüber hinaus werden fünf wichtige „Wertansätze“ unter Berufung auf die Autoren vorgestellt und im Hinblick auf „Schule und Familie“ ausgewertet. Diese stammen von Rokeach, Hillmann, Inglehart, Klages und Schwartz. Hervorzuheben ist, dass auch der Stand der Forschung zur Werteerziehung in den USA ausführlich referiert und kommentiert wird.

Die Abbildungen und Tabellen tragen wesentlich dazu bei, den Leserinnen und Lesern einen Gesamtüberblick zu vermitteln. Exemplarisch kann hier die Tabelle mit den „elf Modellen der direkten Werteerziehung“ erwähnt werden. Die Tabelle weist fünf Spalten auf. Diese fünf Spalten haben folgende Überschriften: Das Wert Erziehungsmodell, die Wertevorstellung, das Menschenbild, die Vermittlungsstrategie, die Kritikpunkte.

Jedes Modell wird ausführlich kommentiert und durch Zitate exemplifiziert. Sofern man sich mit einem oder mehreren Modellen intensiv beschäftigen will, findet man in den annähernd dreißig

Seiten Literatur weiterführende Hinweise. Das Werk ist somit auch für Studierende eine wertvolle Informationsquelle. Dies gilt auch für die ausführliche Literaturanalyse, in welcher den Auswirkungen eines Wertekonzeptes für prosoziale Handlungen und gesellschaftliches Engagement einerseits und auf Delinquenz andererseits nachgegangen wird.

Zusammenfassend kann hinsichtlich Erziehungsstil, Erziehungspraktiken und Bindungsverhalten zwischen Eltern und Kindern folgendes resümiert werden: Was die „Wertetransmission“ anbelangt, so internalisieren Kinder, deren Eltern einen „autoritativ-demokratischen“ Führungsstil pflegen, Werte eher und richten ihr Handeln in verstärktem Maße ohne direkte Supervision durch die Eltern danach aus. Darüber hinaus sind diese Kinder emotional stabiler und lebenszufriedener!

Im Ausblick auf weitere Entwicklungen stellt die Autorin folgendes fest: „Im Rahmen der Förderung von sozialem Engagement findet sich für die Schulen in Deutschland noch ein reiches Betätigungsfeld. Mit Hilfe von Programmen wie dem Compassion-Konzept ist hierzu ein wichtiger Impuls gegeben worden“. Außerdem wird noch eine Schulleiterbefragung an den weiterführenden Schulen in Bayern erwähnt. Diese Fragebogenaktion konzentriert sich auf das soziale Verhalten sowie auf Weiterbil-

dungsangebote für Lehrerinnen und Lehrer. Ferner wurden zehn „Werteprojekte an bayerischen Schulen“ wissenschaftlich begleitet.

Bei einer Neuauflage des vorliegenden Buches wäre es wünschenswert, wenn auch die interessante Studie von Rachael Kessler erwähnt würde: „The Soul of Education – Helping Students find Connection, Compassion, and Character at School“ (ASCD 2000, vergleiche hierzu: G. Kleinschmidt in: „Die Realschule in Baden-Württemberg“ Heft 3/2000). Darüber hinaus sollte geprüft werden, welche Zusammenhänge zwischen der „Emotionalen Intelligenz“ (Daniel Goleman) und der Werteerziehung bestehen.

Beachtlich ist, dass Beziehungen zwischen den Ergebnissen der internationalen Vergleichsstudien (PISA und TIMSS) und der Wertevermittlung gesehen werden. Im Zentrum steht die Diskussion über den „Kompetenzbegriff“. Dieser zentrale Begriff der internationalen ‚Leistungsvergleiche‘ wird heute weiter gefasst und berücksichtigt nicht nur Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern auch die Rolle von Emotionen, Motivation und Einstellungen.

Gottfried Kleinschmidt

Wolf Singer/Matthieu Ricard:

Hirnforschung und Meditation – ein Dialog

edition unseld Band 4, aus dem Englischen von Susanne Warmuth und Wolf Singer, Frankfurt 2008, ISBN 978-3-518-26004-3, 133 Seiten br. EUR 10.00

Einer der Dialogpartner (Wolf Singer) ist als Hirnforscher und Neurologe international bekannt, der andere (Matthieu Ricard) begann seine wissenschaftliche Laufbahn als Molekularbiologe und lebt heute als buddhistischer Mönch im Himalaja. Im Zentrum des Dialogs steht die Frage: Welche Zusammenhänge bestehen zwischen empirischer Hirnforschung und buddhistischer Meditation? Das Buch leistet einen interessanten Beitrag zum intensiven Gedankenaustausch zwischen naturwissenschaftlicher Forschung und kontemplativer Versenkung. Kennzeichnend für die empirisch-quantitative Forschung ist der Dreischritt: Hypothesenbildung – Experiment oder Versuch – Verifizierung oder Falsifizierung der Hypothese. Meditation wird hier als die Pflege eines „bestimmten Geisteszustandes“ bestimmt und zwar „ohne sich ablenken zu lassen“. Meditation ist zugleich der Schlüsselprozess „für die Entwicklung und Verstärkung von altruistischer Liebe und Mitgefühl“. Die Meditation hat zwei Effekte:

In der Meditation lernt man seine Aufmerksamkeitsmechanismen zu vervollkommen und die Aufmerksamkeit unter willentlicher Kontrolle an Inhalte zu binden und sie auch rasch wieder zu lösen! Der naturwissenschaftlich denkende Hirnforscher will experimentieren, quantifizieren, analysieren, vorhersagen und generalisieren. Er verfügt über entsprechende Methoden und Instrumente (z.B. die funktionelle Kernspintomographie, die Magnetenzecephalographie, die Elektroencephalographie usw.). Der buddhistische Mönch will ebenfalls exemplifizieren, konkretisieren veranschaulichen und beruft sich oft auf die gefühlsbetonte Einfallsgabe (Intuition) und Selbstreflexion. Beide Denkformen ergänzen sich wechselseitig und vermitteln weiterführende Denkipulse. Meditation ist ein besonderer Geisteszustand mit einer besonderen Eigenschaft wie „Einsgerichtetheit“, „Mitgefühl“, „Präsenz“ oder „reine Bewusstheit“, das ist ein sehr klarer, leuchtender und lebendiger geistiger Zustand. M. Ricard stellt in diesem Zusammenhang fest: „Nach der buddhistischen Vorstellung geht es nicht nur darum, einen machtvollen Geisteszustand voller Mitgefühl und liebender Güte“ zu erzeugen, sondern auch darum, „ihn über längere Zeit aufrechtzuerhalten“. Er spricht an anderer Stelle von der „Mitgefühlmeditation“ und von echtem Altruismus.

In der meditativen Versenkung „zerreißt das Mitgefühl die Blase des Ich“. Der

Geist ist mit Liebe und Güte für alle Wesen gefüllt und mit besonderem Mitgefühl für die, die leiden und zwar ohne, dass sich der Geist auf ein bestimmtes Objekt konzentriert. Für den Empiriker und Analytiker ist ziemlich klar, dass durch „Meditation Aufmerksamkeitsmechanismen verändert werden“. Sie ist mit spezifischen Hirnzuständen verknüpft und bewirkt dauerhafte Modifikationen von Hirnfunktionen. Hier gibt es noch viele unbeantwortete Forschungsfragen und Ansätze für weiterführende Untersuchungen.

Was ganz Besonderes sind die „magischen Augenblicke“ in der Meditation. Zu diesen gelangt der Meditierende, wenn er es schafft, die „Blase der Ichhaftigkeit aufzubrechen“. Dies geschieht dann, wenn es gelingt, „die mentalen Konstrukte im offenen Raum der Freiheit verschwinden zu lassen.“

Solche „magischen Momente“ zu erleben und auszukosten ist phantastisch. Es geht um die Befriedung der inneren Konflikte, um das Gefühl der „Allverbundenheit“, der fließenden Wirklichkeit, der vorübergehenden Abwesenheit von „Geistesgiften“ wie Aggression und Zwanghaftigkeit. Diese Qualitäten können kultiviert werden, indem man „Weisheit und innere Freiheit entwickelt“. Es entsteht ein Zustand dauerhaften Wohlbefindens, den man auch als „echtes Glück“ bezeichnen kann!

Gottfried Kleinschmidt

Theo Czernik (Hg.):

Wie ein Phönix aus der Asche. Das Leid im Liede. Eine Anthologie älterer und neuerer Lyrik

Edition L, Hockenheim 2008, 262 S., Hardcover, ISBN 978-3-934960-65-7, 26,00 Euro

Verleger, die im 19. Jahrhundert Lyrikbände herausbrachten, konnten sich glücklich schätzen. Absatzprobleme gab es nicht: Ein soeben zur Lesekultur erwachtes bürgerliches Publikum stellte sich die aufwendig mit Goldschnitt und Vignetten ausgestatteten Prachtbände nur allzu gern in die gute Stube. Schließlich galt „der Dichter“ als Inbegriff deutscher Hoch-, ja Siegerkultur (zumal nach dt.-franz. Krieg 1870/71 und Reichsgründung). Denn wer immer gesellschaftlich auf sich hielt, kam nicht umhin, zu demonstrieren, dass er ein Kulturbürger war und die Werke der nationalen Sprachgenies von Goethe abwärts zu Hause las. Ohne wohl um diese Hintergründe zu wissen profitierten davon die zeitgenössischen Lyriker vom Schlage Emanuel Geibels, dessen Werke regelmäßig mehr als 200 Auflagen erlebten – Dimensionen, wie sie heutzutage allenfalls mit Verlagsproduktionen vergleichbar sind, auf denen der Name Harry Potter klebt.

Diese Zeiten sind lange vorbei. Seitdem das Gedicht Ende des 19. Jahrhunderts begann, schwer verständlich und dunkel zu werden, ist sein Verhältnis zur Öffentlichkeit belastet, sein Stellenwert in der Gesellschaft deutlich herabgesunken (nicht erst seit Auschwitz!). Zu spüren bekommt dies, wer es heute als Autor wagt, einem Verlag ein Lyrik-Manuskript anzubieten. Ob von mitleidigem Lächeln oder ignorantem Schweigen begleitet, die Botschaft an den Autor ist immer dieselbe: Lyrik lässt sich nicht verkaufen. Verlegerseitig gilt sie als esoterische Spielwiese ohne jeden Bezug zur Realität. Was an Lyrik vonseiten marktorientierter Verlage unter diesen Rahmenbedingungen allenfalls noch ausgestoßen wird, sind Anthologien des Typs „Der ewige Brunnen“, die den Vorteil bieten, dass die darin abgedruckten Texte rechte- und tantiemenfrei ausgeschlachtet werden dürfen.

Dies ist die eine Seite des Dilemmas um nicht veröffentlichte zeitgenössische Lyrik. Die andere betrifft Tausende von Autorinnen und Autoren, die nach wie vor Lyrik schreiben, aber – sofern sie ihre Texte nicht gleich ins Internet stellen oder im Selbstverlag bzw. mithilfe eines Book-on-Demand-Anbieters publizieren – vom klassischen Veröffentlichungsweg so gut wie ausgeschlossen bleiben. Welche Möglichkeiten hat angesichts dieser Gegebenheiten ein Verleger, der ernsthaft an der Veröffentlichung zeitgenös-

sischer Lyrik interessiert ist und sich am Markt behaupten will? Denn er tut sich selbst und seinen Autoren ja keinen Gefallen, wenn er nach zwei, drei Titeln aufgeben muss, wie das schon unzähligen Kleinverlagen widerfahren ist.

Die Antwort gibt seit mehr als 20 Jahren der Hockenheimer Verleger Theo Czernik mit seiner ausschließlich auf Lyrik ausgerichteten Edition L. Sie umfasst etwa ein halbes Dutzend Publikationen von Einzelautoren pro Jahr sowie zwei bis drei Anthologien. Ein Mal im Jahr wird auch der nach der verstorbenen Ehefrau des Verlegers benannte Inge-Czernik-Förderpreis verliehen. Es liegt auf der Hand, dass das hinter dieser umfangreichen Jahresproduktion stehende finanzielle Risiko vom Verleger nicht alleine getragen werden kann, zumal zu viele seiner AutorInnen (noch) unbekannt sind und die Gefahr, auf Bergen unverkaufter Büchern sitzen zu bleiben, für den Verlag sehr hoch ist. Der Ausweg, den Theo Czernik beschreitet (wie viele große Verlage übrigens auch! Jeder, der schon einmal eine wissenschaftliche Arbeit publiziert hat, kann ein Lied davon singen.), liegt in einer Zuschussbeteiligung vonseiten der Autoren. In der Praxis bedeutet dies, dass jeder der Beiträge zur Anthologie für die Abnahme von mindestens zehn Exemplaren vorab suskribiert (bei höherer Abnahme werden großzügige Rabatte gewährt). Das ist ein faires

Modell, das sich deutlich von den sogenannten Autorenverlagen unterscheidet, die in den letzten Jahren leider immer zahlreicher geworden sind. Diese sind im Grunde nichts als Druckereien, die jedes verlegerische Risiko vermeiden, da sie ausschließlich auf die Vorabfinanzierung durch ihre Autoren fixiert sind und später keinerlei Anstrengungen unternehmen, die Bücher zu bewerben oder auch nur in den Handel zu bringen. Auf der Buchmesse fallen sie hingegen durch umso großspurigere Werbebanner „Verlag sucht Autoren“ etc. auf.

Autoren der Edition L hingegen werden nicht nur korrekt und professionell durch ein echtes Lektorat betreut – sie erhalten bis zu 40 % Nachlass auf den Ladenpreis, können ihre Bücher zum vollen Preis bei Lesungen verkaufen und erhalten Honorare aus den Verkäufen und Zweitverwertungen vonseiten des Verlags. Doch auch der Leser, der die Bücher der Edition L in die Hand nimmt, spürt sofort, dass dahinter Leidenschaft und große Liebe zur Lyrik stehen. Allein die handwerkliche Solidität spricht für sich, sei es die Wahl des Titelmotivs, die saubere Fadenbindung oder das eingearbeitete Leinenlesezeichen. Es sind schön gemachte Schmuckstücke, die man gern aufschlägt oder verschenkt: „Unsere Verlagslinie ist christlich-humanistisch – für Lyrik die beste Basis, denn sie ist die persönlichste, empfindsamste und zarteste Literaturgattung. Wir verle-

gen nicht für einen kleinen Insiderkreis, fördern keine experimentelle, hochartifizielle und abstrakte Poesie, denn Lyrik muss wieder Botschaft sein, Worte enthalten, denen man sich anvertrauen kann. Jedes Gedicht ist ein Angebot, will zum anderen, will hinterfragt werden, um Antworten geben zu können. In allen Gedichten steckt Sehnsucht, sie ist der Stoff, der wie kein anderer neue Perspektiven erkennen lässt, Impulse gibt, uns mit Hoffnung und Freude erfüllt, zuweilen auch mit Leid und Trauer. Sehnsucht nach Werten, die uns am Herzen liegen, die wir uns wünschen, schützen oder überliefern wollen.“

Das ist die Grundlage, auf welcher Theo Czernik zwei bis dreimal im Jahr lyrische Generalthemen wie „Natur“, „Liebe“, „Abschied“ usw. vorgibt, zu denen er Autoren um Beiträge bittet. Das Ergebnis sind Sammelbände, in denen sich Gedichte von jeweils etwa 80 bis 100 lebenden Autoren finden.

Auch die unlängst erschienene Anthologie „Wie ein Phönix aus der Asche. Das

Leid im Liede“ ist nach diesem Prinzip entstanden. Sie versammelt Texte von gut 110 zeitgenössischen Lyrikerinnen und Lyrikern. Um sie noch interessanter zu machen und Vergleiche anzuregen, hat Theo Czernik sie mit 20 „klassischen“ Texten von Gryphius bis Trakl „aufgemischt“ und ein engagiertes Vorwort dazu verfasst. Herausgekommen ist eine Standortbestimmung der lyrischen Situation heute. Da finden sich wahre Perlen und selbstverständlich auch Texte minderer Qualität. Doch das ist nicht entscheidend. Wichtig ist der Gesamteindruck, den der Sammelband hinterlässt, der ein faszinierendes Panorama dessen bietet, was Lyrik heute zu sagen vermag und wie sie es sagt. Als interessante (Neben-) Erkenntnis kommt das Verhältnis von Lyrik-schreibenden Frauen zu Männern an den Tag: es liegt bei etwa 80 zu 50.

Dirk Schindelbeck

Autorinnen und Autoren von FORUM-Schulstiftung 49

Benedikt XVI.

Boehle, Stefan, Kunsterzieher am St. Raphael-Gymnasium Heidelberg

Breithack, Christoph, RL Heimschule St. Landolin, Ettenheim

Casper, Bernhard, Prof. Dr. Dr. hc., em. Professor für Religionsphilosophie und systematische Theologie an der Universität Freiburg, Priester der Diözese Würzburg

Fronz, Heinz-Dieter, Dr., Journalist

Hugel, Ulrike, Realschulrektorin, Heimschule St. Landolin, Ettenheim

Humpert, Johannes, OStR, St. Ursula-Schulen Hildastraße, Freiburg

Kircher, Nikolaus, OStD, Leiter der Schmidtschule in Jerusalem

Kleinschmidt, Gottfried, Prof., Schulpädagoge im Ruhestand, Leonberg

Kubon, Rupert, Dr., studierte Deutsch und Geschichte, Oberbürgermeister der Stadt Villingen-Schwenningen.

Rilke, Rainer Maria (1874-1926), deutscher Lyriker

Salzmann, Klaus, StR, St. Ursula-Gymnasium Freiburg (Kath. Religion, Deutsch und Geschichte)

Scherer, Dietfried, Direktor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Scherzinger, Klaus, Dr. phil., Lehrbeauftragter (Neuro-, Bio-, Naturethik) für das Ethisch-Philosophische Grundlagenstudium an der Universität Freiburg

Schindelbeck, Dirk, Dr. phil., Schriftleiter und Redakteur FORUM-Schulstiftung, Dozent an der Pädagogischen Hochschule Freiburg (Germanistik, Kulturwissenschaft)

Schwartz, Thomas, Prof. Dr., Hochschulpfarrer, Leiter der Kath. Hochschuleseelsorge, KHG Zentrum Haus Edith Stein in Augsburg

Schwörer, Ralph, Stellvertretender Stiftungsdirektor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Steimer, Martin, Erzbischöflicher Amtsrat, Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg